



Mecklenburg : Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

12.1917

1917

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn103166954X>

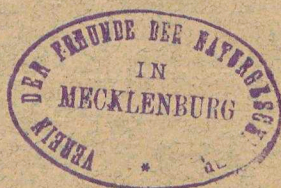
Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext



Mecklenburg

12. Jahrg.

Heft 1.



Auszug aus den Satzungen.

§ 1. Der „Heimatbund Mecklenburg“ hat den Zweck, darauf hinzuwirken, daß der heimische Charakter von Land und Volk, soweit er schutzbedürftig und schutzfähig ist, nach Möglichkeit geschützt und erhalten werde. — — —

§ 4. Die Mitgliedschaft wird durch Verpflichtung zur Zahlung eines Jahresbeitrags, von Einzelpersonen auch durch Zahlung einer einmaligen Ablösungssumme erworben. Der geringste Beitrag ist für Einzelpersonen auf 2 M., für Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern auf 10 M., für kleinere Gemeinden, für Vereine und andere Körperschaften auf 5 M. festgesetzt; doch ist die Zeichnung höherer Beiträge dringend erwünscht. Die Ablösungssumme, welche Einzelmitglieder an Stelle des jährlichen Beitrags zahlen können, beträgt 50 M.

§ 5. Beitrittserklärungen können mündlich oder schriftlich bei jedem Mitgliede des Gesamtvorstandes oder des Vorstandes einer Ortsgruppe erfolgen.

Die Mitglieder erhalten für den Beitrag die Zeitschrift, die zwanglos, meist viermal im Jahre erscheint. Gemeinden, Vereine und andere Körperschaften, die mehr als 10 M. jährlichen Beitrag zahlen, erhalten auf Antrag für jede überschießenden vollen 10 M. ein weiteres Exemplar der Zeitschrift.

Gesamtvorstand.

Staatsminister a. D. Graf von Bassowitz-Levezow, Erz., Bristow bei Teterow, Vorsitzender.

Geh. Ministerialrat Krause-Schwerin, Stellvertretender Vorsitzender (Zeitschriftenwart).

Ministerialrat Kolbow-Schwerin, Schriftführer.

Forstrechnungsrat Wilhelmi-Schwerin, Kassenwart.

Forstmeister von Arnswaldt-Schlenmin bei Baumgarten.

Gymnasialprofessor Dr. Beltz-Schwerin (Bilderwart).

Geh. Sanitätsrat Dr. Brückner-Neubrandenburg.

Geh. Hofrat Professor Dr. Geinitz-Rostock.

Geh. Oberbaurat Pries-Schwerin.

Forstmeister von Stralendorff-Mirow.

Gymnasialprofessor Dr. Wossidlo-Waren.

Ortsgruppen und deren Vorstand.

(Die Namen der Schriftführer sind gesperrt gedruckt.)

Dobieran. (Gymnasialprof. Dr. Tegner, Rentner E. v. Bülow, Buchhändl. Rosenberg.)

Friedland. (Amtsgerichtsrat Brückner, Präpositus Plenz.)

Neubrandenburg. (Geh. Sanitätsrat Dr. Brückner, Bürgermeister Geh. Hofrat Dr. Pries, Rektor Dr. Wendt.)

Neustrelitz. (Schulrat Dr. Bahlke, Oberlehrer Gerlach, Hausmarschall Staatsrat v. Dewitz, Landforstmr. v. Harling, Forstmr. v. Arnswaldt, Hofphotograph Wolff, Rat Bartold, Ministerialrat Dr. Piper.)

Rostock. (Geh. Hofrat Prof. Dr. Geinitz, Rentner Otto Voigt, Universitäts-Oberbibliothekar Dr. Kohfeldt, Stadtingenieur Bühring, Landessekretär Dr. Weber.)

Sternberg. (Rechnungsrat Wachter, Dr. Burmeister.)

Ständige Arbeitsgruppen.

1. Boden und Landschaft. (Leiter: Geh. Hofrat Prof. Dr. Geinitz.)
2. Tier- und Pflanzenwelt. (Forstmeister v. Arnswaldt.)
3. Vorgeschichtliche Denkmäler. (Prof. Dr. Beltz.)

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg.

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

• • Zwölfter Jahrgang. • •

1917.



Inhaltsverzeichnisse.

Zum Heimatbund Mecklenburg.

Elfte Hauptversammlung des Heimatbundes zu Schwerin	Nr. 1 S. 1
Sammlung heimatlicher Altertümer	„ 1 „ 32
Heimatgrüße	Nr. 1 S. 32 u. „ 3 „ 96
Kriegsaufklärung	„ 3 „ 96

Abhandlungen und Mitteilungen.

A. Ahrens, Aus der Werkstatt unserer Großväter (Fortsetzung)	Nr. 2 S. 57
R. Belz, Zu Much, Norddeutsche Backsteingotik	„ 2 „ 50
Fr. Buddin, Die Osterfladenlieferung in Schönberg	„ 1 „ 14
— Ein echter Lutherring?	„ 3 „ 92
R. Eberhard, Mecklenburgs Sandwüsten?	„ 3 „ 65
Chmig, Totenehrung und Gemeinschaftsempfinden	„ 2 „ 46
K. Hustaedt, Die plastischen Bildnisse der Königin Louise in Hohenzieritz	„ 3 „ 78
L. Krause, Ländliche Dienstvorschriften aus dem 18. Jahrhundert	„ 3 „ 86
Lorenz, Ein stiller Winkel im alten Rostock	„ 1 „ 21
— Baugeschichtliches aus Stavenhagen	„ 3 „ 71
H. Peek, Der Damsäger Bach und die ihm zunächst liegenden Ortschaften (Fortsetzung)	„ 2 „ 52
— Zu den Namen der mecklenburgischen Sölle	„ 3 „ 70
Pöhl, Ein mecklenburg-schwerinsches Wanderbuch	„ 3 „ 88
A. Pries, Gedanken über Friedhof und Grabdenkmal	„ 2 „ 39
J. F. Pries, Heldenhaine	„ 2 „ 44
— Zu Hans Much, Norddeutsche Backsteingotik	„ 2 „ 48
— Die Enteignung der Kirchenglocken	„ 3 „ 75
J. Warnke, Der Lübecker Martensmann	„ 1 „ 5
Ein Naturschutzgebiet in Mecklenburg	„ 1 „ 4
Mecklenburg im Felde	„ 2 „ 33

Einfluß der Grundwasserentziehung auf den Wald und seine Be- wirtschaftung	Nr. 1 S. 23
Großer Findling	„ 1 „ 28
Kaßensteuer	„ 1 „ 28
Verschiedene Ansichten über Adlerabschuß	„ 1 „ 28
Erhaltung einer Wassermühle (Belz)	„ 1 „ 28
Erhaltung und Neuanlage von Trinkbrunnen	„ 1 „ 29

Flußsagen aus dem mecklenburg-pommerschen Grenzgebiete (Belz)	Nr. 1	S. 29
Erhaltung heimatlicher Flurnamen	" 1	" 30
Erhaltung wertvoller Erbstücke in der Manöverzeit	" 1	" 31
August Seemann †	" 1	" 31
Sturmmöven	" 2	" 59
Dogelschuß im Kriegsjahr 1916	" 2	" 59
Russisches Bauernhaus (J. F. Pries)	" 2	" 60
Hamburgisches Wörterbuch	" 2	" 61
Theodor Storm über Plattdeutsch (Belz)	" 2	" 61
Ein niederdeutscher Roman als Zukunftsforderung	" 2	" 62
Zur Beschlagnahme der Tür- und Fensterbeschläge	" 3	" 95
Heldenehrung (Belz)	" 3	" 95

Literatur.

Moor- und Schutzheft der Beiträge zur Naturdenkmalpflege (Geinitz)	Nr. 1	S. 28
Pienz, Kriegsbriebe eines Feldarztes (Belz)	" 1	" 30
L. Kreuzer, Lütt Vertellen	" 1	" 31
H. Much, Norddeutsche Backsteingotik (J. F. Pries)	" 2	" 48
H. Much, To Hus (Belz)	" 2	" 62
Siller Kriegszeitung, vierte Auslese (Belz)	" 2	" 63
H. Fornaschön, Sturmried 1917	" 2	" 64
R. Wegner, Zur Geschichte der anatomischen Forschung in Rostock (L. Krause)	" 3	" 95

Berichtigungen	" 3	" 96
--------------------------	-----	------

Abbildungen.

Dom Klosterhof in Rostock	Nr. 1	S. 1, 20 figd.
Drispethes Hochmoor	" 1	" 4 und Einlage.
Zum Lübecker Martensmann	" 1	" 6 figd.
Heldengräber in Kurland	" 2	" 33, 37.
Kirche in Kurland	" 2	" 35.
Schloß Mitau *) in Kurland	" 2	" 36.
Grabdenkmäler	" 2	" 40, 42.
Chr. Siegfr. v. Plessen	" 2	" 54.
Altertümliche Geräte	" 2	" 57 figd.
Russisches Bauernhaus	" 2	" 60.
Klosterhof in Rostock	" 2	" 64.
Von der Glockensammlung in Rostock	" 3	" 65, 77 figd.
Schloß und Apotheke in Stavenhagen	" 3	" 71 figd.
Totenbildnis der Königin Louise von Chr. Ph. Wolff	" 3	" 80.
Statue der Königin Louise von Chr. Rauch	" 3	" 83.

*) Die Unterschrift ist so zu berichtigen.



Dom Klosterhof in Rostock. (Abb. 1.)

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatfuß.)

12. Jahrg.

März 1917.

№ 1.

Elfte Hauptversammlung des Heimatbundes Mecklenburg
am 15. Dezember 1916 in Schwerin.

Die durch die Vereinszeitschrift ordnungsmäßig einberufene Hauptversammlung wurde abends 7 Uhr von dem Herrn Vorsitzenden durch Begrüßung der Anwesenden eröffnet.

I. Ein Tätigkeitsbericht für das Jahr 1916 wurde aus den bereits in der vorigen Hauptversammlung hervorgehobenen Gründen nicht erstattet.

Den Kassenbericht erstatteten die Herren *Wilhelmi* und *Krause*, ersterer für die laufende Kasse, letzterer für die Kapitalrechnung.

Rechnungsab schluß für 1915.

Einnahmen:

Beiträge der Einzelmitglieder	3654 Mk. 37 Pf.
Beiträge der Vereine	794 „ 49 „
Aus dem Vorjahr übernommen	571 „ — „
Kontokorrentzinsen	175 „ 90 „
Verkauf der Wandbilder	6260 „ 47 „
	<hr/>
	11456 Mk. 23 Pf.

Ausgaben:

Geschäftsbetrieb	513 Mk. 71 Pf.
Zeitschrift	1369 „ 50 „
Insgesamt	501 „ 58 „
Arbeiten des Heimatbundes	
Flurnamen, Natur- und vorg. Denk-	
mäler, Bauernhaus	216 „ 10 „
Herstellung der Wandbilder	3162 „ 26 „
	<hr/>
	5763 Mk. 15 Pf.

Überschuß für 1916 5693 Mk. 08 Pf.

Die Kapitalrechnung schließt für das Jahr 1915 in Einnahme und Ausgabe mit je 1260 Mk. 82 Pf. ab.

Die Einnahme setzt sich zusammen aus:

Zinsen	185 Mk. 82 Pf.
2 lebenslänglichen Beiträgen	100 „ — „
erhöhenem Kapital	975 „ — „
	<hr/>
	1260 Mk. 82 Pf.

Die Ausgabe umfaßt:

für gezeichn. 1000 Mk. Kriegsanleihe	987 Mk. 50 Pf.
Belegung bei der Ersparnisanstalt	273 „ 32 „
	<hr/>
	1260 Mk. 82 Pf.

Der Nennwert des Vermögens betrug am Jahres schluß 4961 Mk. 50 Pf., nämlich 3200 Mk. meckl. 3½ % Konsols, 1000 Mk. Kriegsanleihe und ein Sparbuch der Ersparnisanstalt in Schwerin über 761 Mk. 15 Pf.

Die Rechnungen mit den Belägen und dem Berichte der Herren Rechnungsprüfer lagen zur Einsicht aus. Die Versammlung erteilte Entlastung.

II. Wahl von Vorstandsmitgliedern: Die satzungsmäßig ausscheidenden Mitglieder des Vorstandes, Geh. Sanitätsrat Dr. Brückner, Professor Dr. Belz, Geh. Oberbaurat Pries, Professor Dr. Wossido, werden wiedergewählt. Als Schriftführer tritt in den Vorstand ein der bereits im Jahre 1916 in dieser Eigenschaft tätig gewesene Ministerialrat Kolbow. Sämtliche Herren werden auf 3 Jahre gewählt und nehmen, soweit anwesend, die Wahl an.

III. Wahl von Rechnungsprüfern: Die Herren Lübstorf und Find werden wiedergewählt.

IV. Nächste Hauptversammlung: Die Versammlung ermächtigt den Vorstand, Ort und Zeitpunkt der nächsten Hauptversammlung anzuberaumen.

V. Bewilligung von Geldmitteln: Für die ständigen Arbeitsausschüsse werden die Geldmittel wieder bewilligt, und zwar:

- a) für die Flurnamenforschung 650 Mk.
- b) für die Bauernhausforschung 100 „
- c) für die Sammlung landwirtschaftl. Geräte 100 „
- d) Inventarisierung der natur- und vorgeschichtlichen Denkmäler 600 „
- e) Professor Dr. Geinitz berichtet an der Hand der in der Versammlung verteilten Hefte über die Versendung von Heimatgrüßen an die im Felde stehenden Mecklenburger. Mit Rücksicht auf die Anerkennung, welche diese zusammen mit dem Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und dem plattdeutschen Landesverbande Mecklenburg-Lübeck ausgeführte Maßnahme gefunden hat, wird der Versammlung die Fortsetzung des Unternehmens und die Bewilligung von 2000 Mk. für diesen Zweck vorgeschlagen. Dementsprechend wird beschlossen.
- f) Der Versammlung wird über den Stand der Kriegerdenkmalspflege vom Vorsitzenden Mitteilung gemacht. Um eine beratende Tätigkeit des Vereins auf diesem Gebiete zu ermöglichen, wird die Bewilligung von Mitteln in Höhe von 1000 Mk. vorgeschlagen und beschlossen.

VI. Ein kurzer Bericht des Schriftführers über den augenblicklichen Stand der Arbeiten, betreffend das Preisausschreiben für Kriegergedenktafeln, wird entgegengenommen. Die Versammlung ist damit einverstanden, daß das Preisausschreiben zwar zurzeit von der eingesetzten Kommission fertiggestellt, jedoch erst nach Beendigung des Krieges erlassen wird.

VII. Oberhofmarschall Ezz. von Rankeau regt in längerer Ausführung an, eine Sammelstelle für Gegenstände heimatgeschichtlichen Wertes, vielleicht in Angliederung an die bereits bestehenden Sammlungen zu schaffen, welche jetzt im Museum und im Arsenal aufbewahrt werden; er sei bereit, etwa auf eine dahin ergehende Anregung eingehende landeskundliche Gegenstände einstweilen in den ihm zur Verfügung stehenden Räumen des alten Palais aufzubewahren.

Bei der sich anschließenden Besprechung wurde, besonders von Professor Belz, bemerkt, daß der Heimatbund, abgesehen von der Bildersammlung, eine eigene Sammelstätigkeit nicht zu seinen Aufgaben gemacht habe, wohl aber schon auf einem Einzelgebiete, dem landwirtschaftlicher Geräte, Anregungen zur Schaffung einer Sammlung gegeben habe. Allerdings sei diese Angelegenheit über die ersten Anfänge noch nicht herausgekommen. Eine Bewahrung aller Stücke, die irgendwie von Bedeutung für die Volkskunde des Landes seien, liege zweifellos im Interesse des Heimatbundes, und damit auch die Unterstützung einer jeden dahin gehenden Tätigkeit. Doch müsse diese im Anschluß an die bestehenden Sammlungen erfolgen. Die Begründung eines „Mecklenburgischen Museums“ etwa in der Art der Museen von Kassel, Braunschweig, Celle, Königsberg liege noch in weiter Ferne und biete ganz besondere Schwierigkeiten, der Heimatbund könne dabei nur vorbereitend mitwirken, indem er seine Zeitschrift als Organ für die Besprechung und zur Werbung für das Sammeln zur Verfügung stelle.

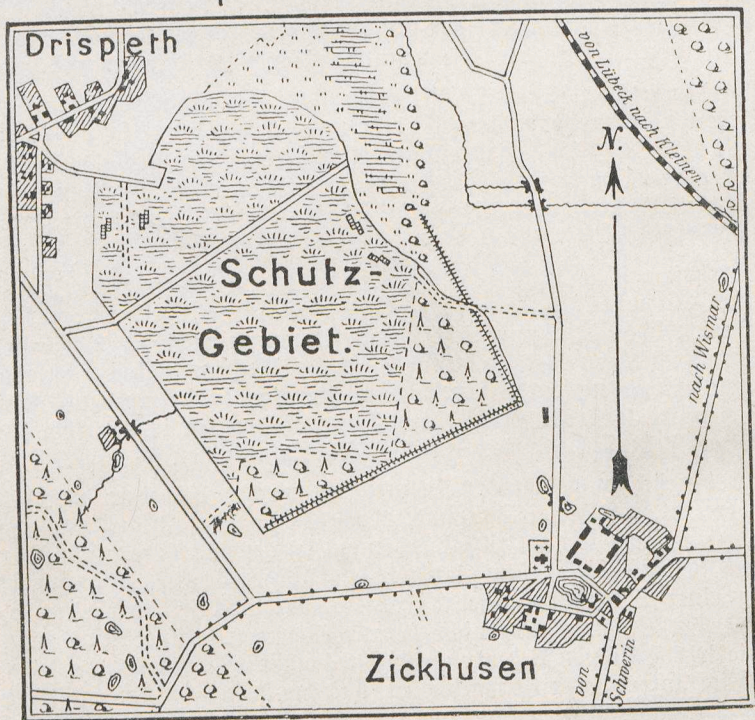
Gegen den Vorschlag, durch entsprechende Aufsätze in der Zeitschrift für den angeregten Gedanken zu werben, wurden von der Versammlung keine Einwendungen erhoben.

Der Vorsitzende schloß gegen 8 Uhr die Versammlung.

Ein Naturschutzgebiet in Mecklenburg.

Nir können unseren Mitgliedern die erfreuliche Nachricht geben, daß es noch während des Krieges gelungen ist, in unserem Lande eine geeignete Örtlichkeit als Naturschutzgebiet möglichst sicher zu stellen, um sie in dem von uns übernommenen Bestande der Nachwelt überliefern zu können.

Drispether Hochmoor.



Mit Genehmigung unseres allerhöchsten Schirmherrn ist der zum Großherzoglichen Haushalt gehörige Anteil des Drispether Hochmoores in einer Größe von 18,997 ha dem Schutze des Heimatbundes überwiesen worden, bei gleichzeitiger Ausbecheidung aus jeder haushaltsforstlichen Nutzung, mit

Ausnahme der Jagdausübung und des (geringsfügigen) Torfstiches darauf, der nur jetzt in der Kriegszeit einen größeren Umfang genommen hat zur Gewinnung von Torfstreu.

Als typisches Hochmoor ist es zwar nicht mehr ganz unberührt (solche urwüchsige Moore dürfte es kaum mehr in größerem Umfange geben), doch weist es noch vorzüglichs seine Merkmale auf: weite Flächen von Heidekraut und den bezeichnenden Hochmoorpflanzen — *Empetrum nigrum* (Krähenbeere), *Ledum palustre* (Porst), *Andromeda polifolia* (Andromeda), *Vaccinium myrtillus* (Heidelbeere), *Vaccinium uliginosum* (Rauschbeere), *Vaccinium oxycocca* (Moosbeere) und die fleischfressende *Drosera* (Sonnentau), einige Abbildungen dieser Pflanzen sind in der Beilage gegeben — mit dazwischen stehenden frei aus-
gesamten Birken- und Kiefernstämmchen.

Im Süden ist es von aufgeforstetem Gelände umsäumt und enthält am Rande und innen nur einige Entwässerungsgräben, sowie alte und neuere Torfstiche.

Die Lage des Moores ist für die Zwecke eines Naturschutzgebietes günstig: abseits von Touristenwegen, aber doch für wissenschaftliche Begehungen leicht zu erreichen (von Wiligrad, Bobitz oder Kleinen aus). Von Bedeutung ist auch, daß in der Nachbarschaft sich ein neues Niederungsmoor aus dem Dambecker See gebildet hat, welches im Laufe der Zeit in ein Hochmoor übergehen kann.

Eine Gefahr droht allerdings unserem Gebiete: in volkswirtschaftlichem Interesse soll später auf dem anschließenden Domanialanteil des Hochmoores eine große Fläche zur Standkoppel umgewandelt werden, wodurch dann der Charakter des Hochmoores aufgehoben würde. Vielleicht gelingt es, die beiden gegenüber stehenden Interessen glücklich zu vereinigen, etwa so, daß wir neben dem ursprünglichen Hochmoor mit seiner Wildnis die Ergebnisse der Kulturarbeiten auf den freien Wiesenflächen nebeneinander sehen können werden. Einen solchen Vergleich zwischen einst und jetzt kann man gegenwärtig auf den beiden Hälften des Breesener Moores unweit Gadebusch anstellen.

Der Lübecker Martensmann.

(Mit vier Abbildungen.)

Von J. W a r n c k e, Lübeck.

Im 15. Februar dieses Jahres sind es 100 Jahre her, daß durch ein Übereinkommen zwischen Lübeck und Mecklenburg ein jahrhundertelang gepflegter Brauch erlosch. Am 10. November 1816 nämlich war der Lübecker Martensmann zum letzten Mal mit seiner Weinlieferung in Schwerin erschienen. Dem Andenken dieser Sitte seien diese Zeilen gewidmet. Über den Lübecker Martensmann ist früher mehrfach geschrieben worden, aber dennoch wird ein Bericht an diesem — sagen wir — Gedenktage nicht unwillkommen sein. Meiner Schilderung des Vorganges lege ich besonders die Aufzeichnungen eines Zeitgenossen zugrunde, die

1797 zu Schwerin als „Ausführliche Geschichte des Lübecker Martensmannes“ erschienen — ein Büchlein, das jetzt kaum noch aufzutreiben ist.

Lübeck war seit Jahrhunderten verpflichtet, am 10. November, also am Martini-Abend, durch einen Ratsdiener in Begleitung zweier Zeugen ein Faß

Rheinweinmost an das Herzogliche Hoflager nach Schwerin zu schicken. Dieser Ratsdiener, eben der Martensmann, und seine beiden Zeugen mußten nicht nur ehrbare und biedere Männer sein, sondern auch über einen leistungsfähigen Magen verfügen, damit sie den Anforderungen, welche die gastliche Bewirtung in Schwerin an sie stellte, in jeder Weise gewachsen waren. Am Morgen des 8. Novembers machte sich die Gesandtschaft auf den Weg. Ein offener Stuhlwagen mit vier braunen Pferden bespannt, führte sie zum Burgtor hinaus. Der Wagen mußte wohl und gut mit Eisen beschlagen sein. Auch die Pferde mußten mit schwarzem tadellosen Lederzeug und guten Hufeisen versehen sein. Reichlich Lebensmittel, sowie das Faß Rheinwein wurden sicher im Wagen verstaut. Der Martensmann war mit Reisegeld wohl versehen. Der Kutscher durfte nicht auf einem Pferde sitzen, sondern mußte vom Bock aus lenken. In Schönberg wurde zuerst Rast gemacht, ausgespannt und zu Mittag gespeist. Dann ging es nach Rehna. Hier mußte die Reise unterbrochen und Nachtlager genommen werden. Von der

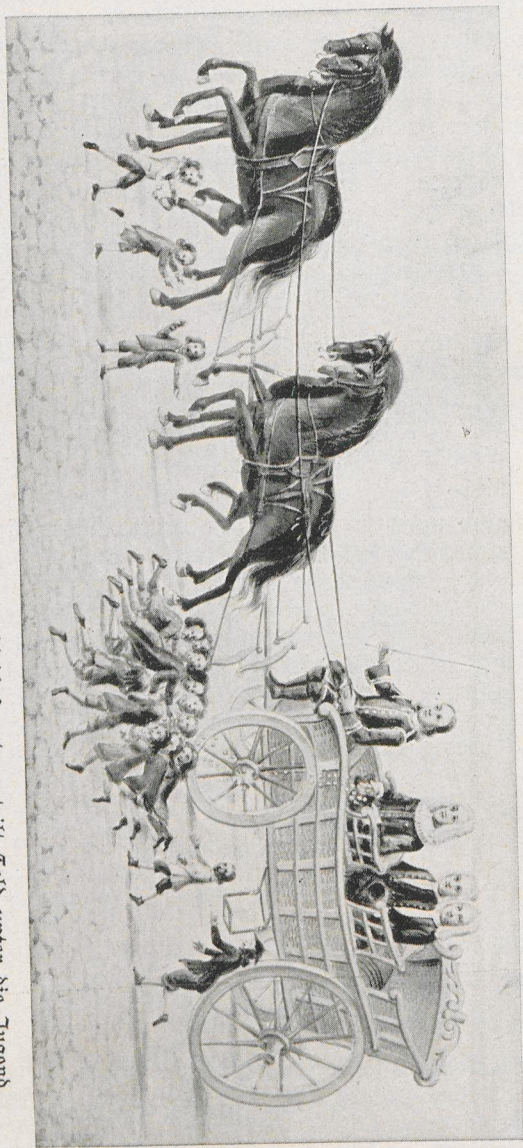


Abb. 1. Der Lübecker Martensmann fährt in den Schloßhof und verteilt Geld unter die Jugend. Aquarell im Museum Lübecker Kunst- und Kulturgeschichte.

Jugend wurde der Martensmann bei seiner Ankunft mit Rufen und Händeklatschen freudig begrüßt. Durch Auswerfen von Nüssen, Äpfeln und Weißbrot zeigte er sich erkenntlich. Am folgenden Tage ging die Reise weiter bis Schwerin. Aber man blieb die Nacht über in einem Gasthof in der





Ledum palustre L.

Forst.



Andromeda polifolia L. Andromeda.



Vaccinium Myrtillus L.

Moorbeere.

Dorstadt *), da der Einzug erst am folgenden Tage mittags um 12 Uhr stattfinden durfte. Bis dahin wurden Pferde und Wagen mit Hülfe eines Schmiedes genau besichtigt und alles Schadhafte wieder ausgebessert.

Am 10. November Punkt 12 Uhr näherte sich der Martensmann in vollem Trabe der Stadt. Durch Niederlassen des Schlagbaumes aber wurde er angehalten und von der Wache eingehend ausgefragt, wer er sei, woher er käme usw. Nach diesen Formalitäten fuhr er in schlankem Trab weiter in die Stadt hinein. Die Wachmannschaft präsentierte, wofür die Gesellschaft durch Abnehmen der Hüte zu danken hatte. Ein Gulden wurde der Wache als Trinkgeld für diese Ehre. 2 Soldaten und 1 Unteroffizier folgten dem Wagen als Bedeckung. Dann fuhr der Martensmann durchs Mühltor in die Stadt Schwerin ein und nahm im nächsten Gasthof Wohnung. In früherer Zeit wurde er am Tor von der Jugend, namentlich Lehrjungen, durch Zurufe und Lärmen begrüßt, wofür er Nüsse, Äpfel und Geld unter die Menge warf. Dieser Haufe folgte ihm. Nachdem erst vor der Herberge noch allerhand Unfug getrieben war, drangen die Jungen dann unter Rufen auch in das Wirtshaus ein. Wiederum warf der Martensmann ihnen jetzt Semmel, Kringel, Nüsse, Äpfel und Geld zu, und in wirrem Durcheinander halgten sich die Jungen darum auf der Diele. Von hier aus zog die Menge durch die Stadt und verübte allerlei Unfug. Das führte denn dazu, daß der Herzog Friedrich diesem „ungefitteten Treiben“ ein Ende machte.

Nach der Ankunft in seiner Herberge ließ sich der Martensmann dem Herzoglichen Hausvogt anmelden, was nur durch die Hausmagd des Wirtes geschehen durfte. Unterdessen machte sich die Gesellschaft zu dem Zuge nach dem Schloß fertig. Pferde und Wagen wurden gepuht. Man entledigte sich der Reisekleidung, und der Martensmann zog seinen Amtsrock an: ein schwarzes Kleid, darüber einen roten Mantel ohne Ärmel und einen weißen gefalteten runden Halskragen.

Mittlerweile war von dem Herzoglichen Hausvogt das Gegenkompliment eingetroffen, worin auch zugleich bekannt gegeben wurde, wann der Martensmann seinen Einzug im Schloßhof halten sollte. Gewohnheitsmäßig geschah das nachmittags um 3 Uhr. Die Einwohnerschaft Schwerins begab sich zum Schloßplatz oder in die Straßen, die der Wagen passieren mußte. Punkt 3 Uhr hörte man den Wagen über die Schloßbrücke rollen, begleitet von den Rufen der

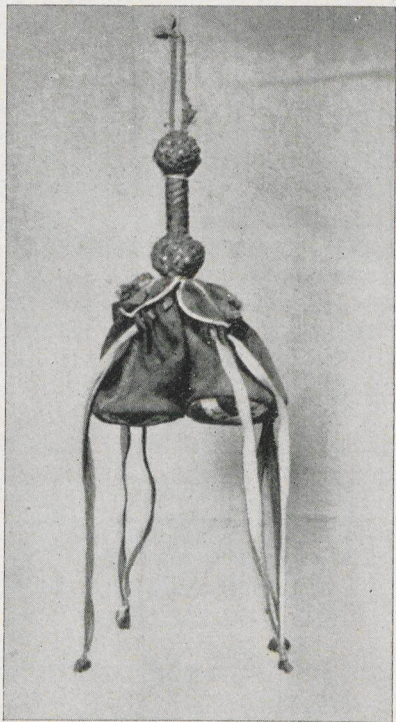


Abb. 2. Geldtasche des Lübecker Martensmannes.
Großherzogliches Museum in Schwerin.

*) Nach mündlicher Schweriner Überlieferung in Lankow; auch soll die Untersuchung des Wagens ein verbrieftes Recht des Lankower Schmiedes gewesen sein. B3.

Straßenjugend: „Hei Marten! Musmarten! Penningsmarten!“ Neben dem Wagen her schritten die beiden oben erwähnten Soldaten nebst ihrem Unteroffizier. Der Martensmann selber in seiner Amtstracht saß auf einer Bank allein. Hinter ihm lag das zu überbringende Faß Rheinwein. Auf der hintersten Bank sah man die beiden Zeugen und auf der vordersten den Kutscher.

Sobald der Martensmann an die Schloßpforte kam, mußte er dem Kutscher vor ihm im Fahren den Hut abnehmen. Dann taten er und seine Zeugen dasselbe. Zur selben Zeit trat die Wache ins Gewehr und salutierte, wofür es abermals einen Gulden gab. Entblößten Hauptes fuhr man in den Schloßhof hinein und machte dort in Gegenwart des Herzogs zweimal die Runde. Die Jugend und Zuschauer rufen den Martensmann, und er wirft Geld unter die Menge¹⁾ (siehe Abb. 1). Plötzlich hält der Wagen vor der Haupttreppe bei der Küche.

Dann trat der Herzogliche Vogt in Begleitung einiger Beamten den Gästen entgegen. Diese stiegen schnell vom Wagen, und der Martensmann, begleitet von den beiden Zeugen, hielt folgende im Wortlaut feststehende Ansprache: „Es läßt dem Durchlauchtigsten regierenden Landesherrn, Herrn Friedrich Franz, Herzog zu Mecklenburg, Fürsten zu Wenden, Schwerin und Ragueburg, Grafen zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herrn, ein Ehrenfester und Hochweiser Rat der Stadt Lübeck dero Gruß und Dienst untertänigst vermelden, auch alle fürstliche Prosperirte anwünschen, und dabei anzeigen, daß an diesem Martini-Abend jährlich dem Herzogl. Mecklenburgischen Hause Schwerin, von einem Hochweisen Rat der Stadt Lübeck, ein Ohm Rheinwein präsentiert worden, dem wohlgedachter Rat auch jezo nachgekommen und läßt hiemit solchen Wein aus nachbarlicher Freundschaft und guter Affektion präsentieren, wünschet dabei, daß Thro herzogliche Durchlaucht denselben bei allem Hohen Wohlsein und guter Gesundheit genießen, eines ehrbaren Rats der Stadt Lübeck dabei im besten gedenken und also nachbarliche Freundschaft, wie allemal vorhin geschehen, erhalten mögen.“

Der Hausvogt erwiderte: „Der Durchlauchtigste Herzog und Herr, Herr Friedrich Franz, regierender Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und Ragueburg, Graf zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herr, bedankt sich zwar des von einem Hochweisen Rat der Stadt Lübeck zu entbotenen Grußes halber gnädigst: Es ist aber aus dem Anbringen verstanden worden, daß ein wohlgedachter Rat der Stadt Lübeck, dem alten Herkommen nach, keinen Rheinwein-Most, sondern Rheinwein gesandt; überdem auch, daß man diese Sendung, als geschähe sie nur aus nachbarlicher Freundschaft und Affektion, an- und vorbringen lassen wollen. Als kann man dagegen nicht unbeantwortet lassen, daß jährlich am Martinsabend, dem Herzoglichen Hause Schwerin, von Einem Hochweisen Rat der Stadt Lübeck, aus Schuldigkeit und Pflicht ein Ohm Rheinweinmost, geliefert werden müsse! hätte es an jezo auch kein Rheinwein, sondern Rheinweinmost sein sollen. Für dieses Mal will man zwar den gesandten Rheinwein nehmen, aber mit diesem Bedinge, daß solches hinführo in keine Consequenze gezogen werde; sondern nach diesem wie Herkommens ist, von einem Hochweisen Rat, jederzeit Rheinweinmost aus Schuldigkeit und Pflicht! an dem Martiniabend geliefert werden solle, und Thro Herzoglichen Durchlauchten hinführo

¹⁾ In allem waren für dieses Auswerfen von Geld unter die Menge 12 Courantmark bestimmt. Nach einer alten Tradition sollten es 10 Reichstaler sein. 1735 wurde man von Schwerin aus in Lübeck vorstellig „wegen der Summe und der Münzsorten des von dem Martensmanne auszuwerfenden Geldes“.

der alten Schuldigkeit nach, damit gewürdigt sein wollen. Damit aber Ihre Herzoglichen Durchlauchten habendem uralten Recht hiedurch kein Präjudiz zu wachsen möchte, so protestire ich im Namen Ihrer Herzoglichen Durchlauchten darwider öffentlich, und requiriere den gegenwärtigen Amts-Registrator als Notarium, vi officii publici, hiemit, diese interponierte Protestation ad-Notam zu nehmen, und der Herzoglichen Kammer desfalls ein beglaubigtes Documentum untetänigst einzuliefern. Sonsten halte ich dafür, daß Ihre Herzoglichen Durchlauchten nicht unterlassen werden alles, was dero Orts zu Erhaltung guter nachbarlicher Freundschaft ersprißlich ist, zu conserviren.“

Der Martensmann erwiderte auf diesen Protest: „Ein Hochweiser Rat weiß sich nicht zu erinnern, daß Ihre Herzoglichen Durchlaucht sie irgend womit verpflichtet sein sollten, sondern ich repetiere mein voriges. Der Wein wird nicht aus Schuldigkeit, sondern aus nachbarlicher Freundschaft präsentieret, derowegen ich nicht unterlassen kann, gegen das Eingewandte förmlich zu reprotestieren.“ Der Hausvogt erwiderte schließlich: „Ich wiederhole, daß ein Ehrbarer Rat der Stadt Lübeck am Martiniabend jährlich ein Ohm Rheinweinst aus Pflicht und Schuldigkeit senden müsse, und inhäriere dem, was ich bereits vorhin angebracht.“²⁾



Abb. 3. Der vom Martensmann überbrachte Wein wird vom Kellermeister und den übrigen Beamten gekostet.
Aquarell im Museum Lübecker Kunst- und Kulturgeschichte.

Nach diesem Für und Wider trat der schon bereitstehende Pfortner an den Wagen heran, um den Beschlag desselben, das Pferdegeschirr, die Hufeisen usw. genau zu besichtigen. Fand er einen auch nur geringen Fehler, so waren Pferde und Wagen dem Herzog versallen und wurden sogleich in den Marstall geführt.³⁾

²⁾ Dieser Protest des Hausvogts wurde schließlich zur leeren Formel. Aber mehrfach kam es doch zu Auseinandersetzungen dieserhalb. 1570 z. B. schickte der Herzog den Rheinwein zurück, worauf der Lübecker Rat den gewünschten Rheinweinst sandte. 1573 erkundigte sich der Rat, ob der Herzog Wein oder Most haben wolle. 1592 schickte der Rat Rheinwein, weil noch kein Most angekommen war, wogegen der Herzog protestierte. Ebenso sandte der Herzog 1612 den Wein zurück und verlangte Most usw.

³⁾ 1755 wurden tatsächlich Wagen und Pferde in Schwerin zurückgehalten und nur auf vieles Bitten wieder herausgegeben, aber man ging in Schwerin nicht darauf ein, von diesem Recht abzustehen. 1775 ging es ebenso. Im ersten Falle sollte ein Achsnagel am Wagen, in letzterem ein Hufnagel gefehlt haben.

Der Pförtner erhielt als Entlohnung für seine Befichtigung 32 Schilling, in den umherstehenden Jungen fand er viele Helfer bei seiner Arbeit.

Danach bestieg der Hofkellermeister den Wagen und nahm mit seinem Weinheber ein Glas Wein aus dem Faß, um den Wein zu prüfen und zu begutachten. Auch dem Hausvogt und den übrigen Beamten reichte er ein Glas zur Probe. (Abb. 3.) Jetzt wurde das Faß wieder zugeschlagen und in den Weinkeller des Schlosses befördert.

Nachdem der Martensmann glücklich seinen Auftrag erledigt hat, verabschiedete er sich von dem Hausvogt. Dieser bat ihn zu einer vergnügten Abendmahlzeit. Mit den Hüten in den Händen besteigt die Lübecker Gesandtschaft den Wagen und fährt erleichterten Herzens zum Schloßhof hinaus. Hierbei präsentiert wiederum die Wache. Das Volk jubelt, und der Martensmann verteilt wieder Geld unter die Menge.

In seiner Herberge angekommen, entsendet er das dortige Gesinde mit den althergebrachten Geschenken an den Herzogl. Hausvogt, den Küchenmeister, den Amtsregistrator und den Hofkellermeister. Jeder von ihnen erhielt: 1 Käse (Holländer) von 12 Pfund, 1 Strumpfbrot (Langbrot), 1 Mond (Weißbrot), 1 Bund geräucherter Rigaischer Butt von 1 Pfund, 1 Bund geräucherter Bücklinge von 1 Pfund und 4 Zitronen.

Abends um 7 Uhr erschien der Pförtner beim Martensmann und überbrachte eine förmliche Einladung zum Abendessen im Schloß. Unter seiner Führung begab sich nun die Gesellschaft dorthin. Der voranschreitende Pförtner trug in der Linken eine Messinglaterne mit Hornscheiben ⁴⁾ (Abb. 4) und in der Rechten einen Kommandostab. Ihm folgte der Martensmann, der seinen Amtsanzug abgelegt hatte. Ihm zur Seite gingen die beiden Zeugen und hinterher der Kutscher. Beim Eintritt in den Schloßhof trat wiederum die Wache heraus. Im Speisezimmer hatten sich mittlerweile schon der Hausvogt, der Küchenmeister, der Kellermeister, der Kastellan, sowie andere herzogliche Schloßbeamte und einige Freunde aus der Stadt eingefunden. In diesem Zimmer mußte während des Aufenthaltes des Martensmannes in Schwerin ein Bett stehen, das aber von niemandem benutzt werden durfte. Auch die darauf liegende Nachtmütze, sowie das Nachtgeschirr, Waschgeschirr und Handtuch durften nicht gebraucht werden.

Nach kurzer Begrüßung nahm man an der vollbesetzten Tafel Platz. Obenan saß der Hausvogt und links von ihm der Martensmann mit seinen beiden Zeugen. Der Kutscher aber mußte sich an einem besonderen Tisch neben der Schenke niederlassen. Der Pförtner dagegen speiste an einem eigenen Tisch vor der Tür des Zimmers; er hatte zugleich für die nötige Ruhe zu sorgen und die aufdringlichen Zuschauer fern zu halten. Das Mahl bestand altem Herkommen nach aus 3 Gängen mit folgenden 36 Schüsseln:

1. Gang:

- | | |
|---|-------------------------------------|
| 2 | Schüsseln mit Wein-Suppe, |
| 2 | „ „ 24 Pfund Rindfleisch, |
| 2 | „ „ Pasteten von Kalbfleisch, |
| 2 | „ „ gekochtem Gänsefleisch, |
| 2 | „ „ Hühnerfrikassee von 12 Hühnern, |
| 2 | „ „ Fischen. |

⁴⁾ Die Laterne, von der die Sage berichtet, daß sie 3 Fuß hoch sei und 100 Hornscheiben habe, befindet sich heute im Großherzoglichen Museum zu Schwerin. (Vergl. Abb. 4.) Sie ist 80 cm hoch und hat 30 Scheiben.

2. Gang:

2	Schüsseln mit	Braten von Hirschziemer und Hirschkeule,
2	„ „	Salat oder Blumenkohl,
2	„ „	Gänsebraten,
2	„ „	Torten,
2	„ „	Gebacknem,
2	„ „	Krebsen.

3. Gang:

2	Schüsseln mit	allerhand Konfekt,
2	„ „	Zuckerplättchen,
2	„ „	Honigkuchen,
1	Schüssel „	Mandeln,
1	„ „	Rosinen,
1	„ „	Äpfeln,
1	„ „	Birnen,
1	„ „	Walnüssen,
1	„ „	Haselnüssen.

Sobald die Fische aufgetragen wurden, brachte der Hausvogt die Gesundheit seines Landesherrn aus. Diese und die übrigen Gesundheitien wurden aus sogenannten Fleuten getrunken, Gläsern, die trichterförmig gebildet sind, aber keinen Fuß haben. Sie wurden ganz geleert und umgestürzt auf den Tisch gestellt. War jemand zum ersten Male an der Tafel anwesend, so wurde ihm ein großer Willkomm kredenzt, der 5 Flaschen faßte und mit Wein oder Bier je nach Wunsch gefüllt war. Da es dem betreffenden meistens schwer fiel, den Willkomm allein zu leeren, durfte er sich aus der Gesellschaft einen oder zwei „Gevattern“ wählen, die ihm dabei halfen.

Zwischen 10 und 11 Uhr abends wurde die Tafel aufgehoben. Nun begaben sich die gesamten Teilnehmer in das Quartier des Martensmannes. Wiederum schritt der Pförtner mit der Laterne voran. Der Martensmann bewirtete die Gesellschaft noch mit Tee, Kaffee, Punsch und gutem alten Rheinwein.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr erschien der Pförtner wieder, um den Martensmann zu dem althergebrachten Frühstück nach dem Schlosse einzuladen. Dazu fanden sich auch die beiden Zeugen, ebenso wie die sonstigen Gäste vom



Abb. 4. Hornlaterne mit Messingfassung, benutzt bei Anwesenheit des Martensmannes.

Großherzogliches Museum in Schwerin.

Dorabend ein, nicht aber der Kutscher. Im selben Speisezimmer fand die Gesellschaft eine wohl besetzte Tafel vor; wieder sind es 3 Gänge mit 36 Schüsseln.

1. Gang:

- 2 Schüsseln mit Eierpasteten,
- 2 „ „ Heringsalat,
- 2 „ „ Ragout von braungekochtem Wildfleisch,
- 2 „ „ Kalbfleisch-Pasteten,
- 2 „ „ Rindfleisch,
- 2 „ „ Fischen.

2. Gang:

- 1 Schüssel mit einem gebratenen Ziemer oder einer Keule von einem wilden Schwein,
- 1 „ „ Gänsebraten,
- 2 Schüsseln „ Torten verschiedener Art,
- 2 „ „ Gebacknem,
- 2 „ „ Krebsen,
- 2 „ „ Salat,
- 2 „ „ Gartengewächsen.

3. Gang wie am Abend vorher.

Am Schluß dieses opulenten Frühstücks trank der Martensmann auf das gute Vernehmen zwischen dem Hause Mecklenburg und der Stadt Lübeck. Nach Aufheben der Tafel begleitete die ganze Gesellschaft den Martensmann in sein Quartier. Hier wurden alle noch mit Kaffee und Wein vom Martensmanne bewirtet, bis der Wagen zur Abreise vorfuhr. Um den Abschied leichter zu überwinden, erhielten der Hausvogt: 1 Torte, 1 Gans und 1 Hirschkeule, der Kellermeister: 1 Gans und 1 Torte, der Registrator: 1 Gans und 1 Torte und die Altfrau desgleichen, alles aus der Schloßküche. Auch die Lübecker Gesandtschaft erhielt aus der Küche, um auf der Rückreise nicht zu verschmachten: Eine kalte Wildbretpastete, eine Torte, einen kalten Gänsebraten und einen kalten Schweinebraten. Für den Rat der Stadt Lübeck wurde dem Martensmann in dem einen Jahre ein Rehbock, in dem andern ein Wildschwein mitgegeben. Außerdem wurde dem Martensmann ein sog. Martensgulden eingehändigt und für seine Pferde 2 Scheffel Hafer verabfolgt. Auch die Kosten für das Quartier der Lübecker Gesandtschaft wurden von der Herzoglichen Kasse bestritten.⁵⁾

⁵⁾ Die Rechnung über die Unkosten, die der Herzoglichen Kasse aus dem Besuch des Martensmannes erwuchsen, enthielt gewöhnlich folgende Posten:

48 Pfund Rindfleisch	7 Pfund Licht
16 Pfund Hammelfleisch	1 Faß Salz
10 Pfund Kalbfleisch	2 Zitronen
1½ Pfund Rosinen	Kümmel
2 Pfund Mandeln	Ingwer
10 Pfund Pflaumen	Pfeffer
1½ Pfund Korinten	25 Propfen
5 Pfund Zucker	1 Pfund Öl
1 Lot Muskat	16 Pfund Butter
1 Lot Cardemomme	1 Pfund Emdener Käse
1 Lot Kannel	¼ Scheffel Weizenmehl
1 Lot Nelken	1 Tonne Bier
1 Lot Macis	3 Anker Franzwein
1 Buch Papier	Heringe

Punkt 2 Uhr am 11. November mußte die Abreise erfolgen. Am Tor erwies die Wache wieder die Ehren wie bei der Einfahrt. Nach den anstrengenden Tagen in Schwerin eilte man der Heimat wieder zu. Der Amtsregistrator aber mußte ein eingehendes Protokoll über den ganzen Verlauf bei der Herzoglichen Kammer zu Schwerin einreichen.

Der Ursprung dieser eben geschilderten Sitte steht nicht fest.⁶⁾ Schon 1504 bestand sie. Es werden damals drei solche Martinisendungen erwähnt; eine an den Herzog zu Lauenburg, eine nach Segeberg für die Schauenburger Herzöge und die nach Schwerin. Sicher ist der Brauch aber viel älter. Von der Lauenburger Fahrt ist nichts bekannt. Die Segeberger Weinlieferung, die als Gegengeschenk ein Stück Hochwild oder mehrere Rehe erbrachte, fand zuletzt 1801 statt. Auch Hamburg war zu einer Lieferung nach Segeberg, sowie zu einer solchen nach Kiel und Gottorp verpflichtet, allerdings geschahen diese Sendungen am 1. Mai.

Die Schweriner Reise erfolgte, wie eingangs erwähnt, zuletzt vor hundert Jahren. Da gelang es Lübeck, sich dieser Pflicht zu entledigen. Am 12. Dezember 1816 traten der Syndikus Dr. Ant. Diehr. Gütschow als Bevollmächtigter Lübecks und der Generalpostmeister Ludolf Friedr. v. Lehsten als Vertreter des Großherzogs in Schwerin zur Beratung zusammen. Am 15. Februar 1817 konnte, wie eingangs erwähnt, die Übereinkunft schon unterzeichnet werden. Der Großherzog verzichtete danach auf die jährliche Weinlieferung, und Lübeck trat die

Konfekt

8 fette Gänse
4 Schock Krebse
4 Schock Walnüsse
4 Kannen Haselnüsse
2 Pfund Speck
1 Pfund frische Butter
1 Schock Eier
8 Duzend Honigkuchen
4 Kannen Essig
1 Kanne Weinessig
Alte Semmel zum Reiben
Franzbrantwein zum Tortenteige
Meerrettich
Brot
Fische
Schießgeld für das Wild

Einwechselung des Martensguldens

Ausbeutelung des Weizenmehls
Senf
Dem Koch fürs Kochen
Feuerböter, Bratenwender und sonstige
Arbeitsleute
Dem Pförtner zur Besichtigung der
Pferde und des Wagens 32 ß
Der Aufwärterin
Das Tischzeug zu waschen
Licent für den Weizen
Dem Bäcker für Torten und Pasteten
zu backen
Die beiden Frauen, die den Köchen be-
hülflich gewesen, 24 ß
Die beiden Frauen, die das Sinnenzeug
wieder abwaschen und scheuern, 24 ß .

Für Lübeck beliefen sich die Kosten 1732 auf 96 R 13 $\frac{1}{2}$ ß , 1804 aber auf 550 R 9 ß , dabei ist der zu liefernde Wein, der 1755 mit 200 R angesetzt wurde, nicht eingerechnet.

⁶⁾ Georg Joachim Marks gab 1772 eine Geschichte vom Martiniabend und Martensmann heraus, worin die verschiedensten Möglichkeiten erörtert werden, aus denen dieser Brauch entsprungen sein könnte.

Sehr eingehend wird über den Ursprung dieser Sitte auch in Ernst Joachim von Westphalens Foliowerk „Monumenta inedita rerum germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium . . .“ behandelt, und zwar in Band II (Leipzig 1740) S. 2393—2404 [solemnia Martinalia sverinensia addita conjectura de eorum origine von Hinr. David Koepken] und in der Vorrede zu Band IV (Leipzig 1745) S. 1—178 [de originibus praestationum majalium Hamburgensium et Martinalium Lubecensium in aulis ducum Cimbricorum et Megapolensium]. — Eine weitere Behandlung gab Friedrich Lisch in den Jahrbüchern des mecklenburgischen Geschichtsvereins 1858 Band XLIII S. 81; mit Nachtrag von Deek (Lübeck) ebenda S. 173.

Das Andenken an den Martensmann hält auch ein Gefäß des Schweriner Schlosses, neben der Waffenhalle, fest, welches den alten Namen „Martensmannkammer“ führt.

nach einem Vertrage mit Schweden seit 1683 ausgeübte Postfahrt und den seit 1724 gehaltenen Posttritt von und nach Wismar an das Großherzogliche Haus ab. Schon am 1. April 1817 war diese Post von Mecklenburg übernommen.

So war ein alter Brauch, der sicher einst eine ernstere Bedeutung gehabt, schließlich aber zur leeren Form geworden war, verschwunden, und eine Liefierung, die von beiden Teilen endlich als lästig empfunden wurde, war abgelöst. In etwas erinnern an sie die noch bis zum Kriegeausbruch von Schönberg nach Lübeck gelieferten Osterfladen, deren Überbringer ebenfalls im Lübecker Ratskeller mit einem Frühstück bewirtet wurde.

Das Original zu den beiden Abbildungen 1 und 3 im Lübecker Museum enthält ebenfalls der 4. Band des obengenannten Werkes von Ernst Joachim Westphalen, S. 4. Es ist ein Kupferstich in Quersolio mit der Überschrift: „Martinalia Lubecensia Sverin et Segebergae.“ Das Blatt vereinigt beide Abbildungen. Im Hintergrunde sieht man das Stadtbild Schwerins und rechts das Schweriner Schloß, bezeichnet als „arx Sverin“. —

Die Bildstöcke der 4 beigegebenen Abbildungen entstammen aus dem Verlage der Vaterstädtischen Blätter (Gebr. Borchers), Lübeck, und die Aufnahmen der Tasche und der Laterne aus dem Verlage der Hofbuchdruckerei Ed. Herberger, Schwerin.



Die Osterfladenlieferung in Schönberg.

Von Fr. Buddin, Schönberg.

Naturallieferungen sind in den letzten Jahren ganz gewaltig in ihrem Werte gestiegen. Vor mir liegt eine sogenannte Matrikel vom Jahre 1834, in der für meine alten Amtsvorgänger — ich bin Organist an St. Laurentii in Schönberg — solche „Opfer“ verzeichnet stehen: Korn, Brot, Malz, Eier, Würste, Backpflaumen, Flachs, Holz, Wachs usw. bis herunter zum Stubensand. Nicht ohne Rührung schaue ich jetzt auf diese lieben, frommen Dinge, die nach und nach entweder lautlos versunken oder für wenige Schillinge abgelöst sind. Nur die Ostereier und die Osterfladen waren mir beim Amtsantritt gelassen worden, und nun scheint der böse Krieg auch durch diesen letzten Rest einen dicken Strich machen zu wollen.

Die Bezeichnung Fladen trifft recht drastisch die Form des Gebäcks. Sie werden propria manu Serenissimi bis herab zum Landreuter auch so genannt, und darum wirkt es um so lustiger, wenn in alten Aktenstücken Beschwerde führende Percipienten den milden Ausdruck Osterkuchen dafür zu wählen submisst sich erlauben. Ich bekomme ein Exemplar von 12 Pfund Gewicht. Aus reinem Weizenmehl hergestellt, aber ohne weitere Zutaten, auch ohne Milch, schmeckt so ein Osterfladen reichlich trocken, indessen ließ sich nach sachverständiger Verbindung mit Ei-Belag und Butter schon eher mit ihm unterhandeln, jedenfalls war eine volle Scheibe von Armeslänge — bekamen doch die Lübecker Herren Senatoren ursprünglich je ein Ungetüm von 30 Pfund — imstande, den lebhaftesten Appetit gründlich zu beruhigen.

Nach einer ins graue Altertum sich verlierenden Gewohnheit, über deren Entstehung und Wirkung in der hiesigen Amts-Registratur gar keine Nachrichten

vorhanden sind (so hebt ein altes Aktenstück vom Jahre 1812 an), liegt dem Pächter des Bauhofes Schönberg kontraktlich die Verpflichtung ob, einen Drömt ¹⁾ untadelhaften Weizen vermahlen und zu Osterfladen verbacken zu lassen, sowie selbige nebst 3 Scheffeln weißer Kocherbsen nach einem vorliegenden Verzeichnis zur Verteilung resp. zur Versendung zu bringen. Das Vermahlen des Weizens hat der Kornmüller beim Bauhof nach seinem Kontrakt unentgeltlich („wovor keine Mehen gegeben werden“) zu besorgen, nur daß er auch einen Osterfladen abbekommt. Der Bäcker dagegen erhält vom Pächter sein Backgeld und dazu, was aber erst in jüngerer Zeit zur Gewohnheit geworden ist, aus der Großherzoglichen Forst eine „kleine Osterfladenbuche“ geschlagen oder, wie es in den letzten Jahrzehnten gehandhabt wurde, 1½ rm buchen Kluftholz.

Ich setze nun zunächst von dem Osterfladen-Verzeichnis die erste mir bekannte Niederschrift vom Jahre 1755 hierher. Sie lautet:

4 Stück für 4 Bürgermeistern à 30 R, thut	120 R
1 „ an den Rahtskeller	20 R
1 „ an den Marechal	16 R
2 „ an den Zöllner à 12 R	24 R
1 „ zur Bischofsherberge	16 R
1 „ an den Papiermüller in Schlutup	16 R
1 „ an den Pastoren zu Selmsdorf	16 R
1 „ an den Verwalter zu Selmsdorf	16 R
2 „ an beide pastores in Schönberg à 20 R, thut	40 R
1 „ an den rectorem daselbst	14 R
1 „ an den Organisten	12 R
1 „ an den Küster	8 R
1 „ an den Walkmüller	8 R
1 „ an den Kornmüller	16 R
1 „ an den pastorem zu Herrnburg	16 R
1 „ an den Landreuter	8 R
1 „ an den Verwalter zu Menzendorf	12 R
1 „ an den Verwalter zu Ravensdorf	16 R
1 „ an den Förster zu Rupensdorf	12 R
1 „ an den Förster zu Schönberg	12 R
	<hr/>
	418 R zus.

Die übrigen aus 1 Dr. Weizen gebackte 132 R | 550 R
werden nach dem Willen des Beamten vertheilt und aus dem Achtermehl werden praeter propter noch 17 Stücke à 2 bis 3 R gebacken, so der Pächter nach Willen an seine Dienstbohten und an den Pfortner vertheilet.

In der nächstfolgend noch vorhandenen Niederschrift des Verzeichnisses vom Jahre 1797 sehen bereits der Verwalter von Ravensdorf und die beiden Förster. Bei Menzendorf erscheint der Zusatz: „wegen Blüssen“. Die Erbsenlieferung, nämlich 2 Scheffel an den Zöllner beim Burgtorh in Lübeck und 1 Scheffel an den Papiermacher in Schlutup, tritt erst in dem Verzeichnis von 1812 auf, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß sie nicht schon früher bestanden hätte.

¹⁾ Ein Drömt gleich 12 Scheffel oder $4\frac{1}{6}$ hl. Ein Drömt Weizen soll 720 Pfd. wiegen, und 508 Pfd. Brot werden daraus gebacken. So in neuerer Zeit. Es ist hierbei das neue Pfund (500 g) angenommen. Das bis 1861 gebrauchte alte Lüb. Pfd. war etwas leichter, nämlich 484,7 g. Hieraus erklärt sich das im folgenden Verzeichnis (von 1755) mit 550 Pfd. angegebene Gewicht.

Da die Lieferung an die Schönberger Dominal- und Gerichtsbeamten usw. „nach dem Willen des Beamten“ (d. i. nach dem Willen des jeweiligen Landdrosten als Vorsitzenden des Domänenamts) festzusetzen ist, so schwankt die Zahl dieser Nutznießer im Laufe der Jahre. Wenn von den Empfangsberechtigten jemand einging (wie etwa der Walkmüller in den 20er Jahren oder der Rektor um 1830), dergleichen wenn jemand auf die Lieferung verzichtete (zum Beisp. die „Verwalter“ der Höfe od. Meiereien, später amtlich Domänenpächter genannt), so durfte über die frei gewordenen Osterfladen anderweitig verfügt werden. Demzufolge tauchen in den Listen nacheinander als Empfänger auf: der Bürgermeister, der Kantor, der Physikus, der Baumeister und so fort. Ohne Änderung geblieben dagegen ist neben der Lieferung an die Geistlichkeit diejenige, die wir als den eigentlichen Kern des Brauchs anzusehen haben und die auch ohne Zweifel darauf schließen läßt, daß der Ursprung des Brauchs in der bischöflichen Zeit gesucht werden muß, nämlich die Osterfladenlieferung nach Lübeck.

Masch schreibt in seiner kleinen Broschüre „Zur ältesten Geschichte der Domänen im Fürstentum Rügen“ (Schönberg, 1852): „Schönberg gehörte zu der der Kirche verliehenen Dotation und wird zuerst 1219 erwähnt, wo Bischof Heinrich hier eine Urkunde ausstellte, in welcher er auf seinen Anteil am Zolle zu Dassow auf Ansuchen der Lübecker verzichtete. Später war es die gewöhnliche Residenz der Bischöfe. Ulrich (v. Blücher) ließ hier 1257—1283 ein Schloß von Grund aus steinern aufführen, Marquard (1309—1335) fügte einen Speisesaal und Vorrathshaus bei, Wipertus (v. Blücher), 1356—1366, baute viel am Schlosse, welches späterhin eine Fest ward, die schon einem Anlaufe Widerstand leisten konnte.“ Auf dem zu diesem Schlosse gehörenden Landbesitz mußte ein Meyer die nötigen Lebensbedürfnisse erzielen und das Land bebauen, daher haben die dazu nötigen Baulichkeiten den sehr gewöhnlichen Namen Bauhof erhalten, wie sich fast bei allen Schlössern und Klöstern ein Bauhof findet.“ — Ich füge dem nur noch die Bemerkung hinzu, daß sowohl der alte Bauhof, als auch die alte Kornmühle früher in unmittelbarer Nähe des bischöflichen Schlosses gelegen haben. Später sind sie, der Bauhof nach einem Totalbrand, die Kornmühle wegen Baufälligkeit, an anderer Stelle neu aufgebaut worden. Friedr. Latendorf nennt die Mühle in einem kurzen Osterfladen-Artikel der „Lüb. Anz.“ (Jahrg. 1897 Nr. 19 der „Waterstätt. Bl.“) Bischofsmühle. Ob er dies auf Grund urkundlichen Materials tut, kann ich nicht feststellen. — Natürlich wird der Bischof des Bistums Rügen aus Schönberg aus mit Lübeck, das doch auch ein Bischofssitz war, einen lebhaften Verkehr gepflogen haben. Die sogenannte Bischofsherberge, nach der ein Osterfladen von 16 Pfund zu liefern ist, erwarb der Bischof Johannes im Jahre 1491, um sie bei seiner Anwesenheit in Lübeck als Absteigequartier zu benutzen.“ Das Haus liegt Burgstr. Nr. 11 in nächster Nähe des Burgtors und trägt die Jahreszahl 1588, wo es neu aufgebaut worden ist. Seit 1841 führt es den Namen: Zum Großherzog von Mecklenburg. Wenn der Bischof von seinem Quartier aus nach Schönberg zurückreiste, so mußte er durch das Burgtor und hatte hier mit dem Zöllner zu tun, dessen Haus von der Stadt aus rechts unmittelbar am Burgtor lag. Der Zöllner bekam zwei Osterfladen zu je 12 Pfund

²⁾ Vergl. hierzu auch Jahrgang 1913 S. 40 dieser Zeitschrift.

³⁾ Nach Dr. Bremer, Lübedische Häusernamen (Lübeck, 1890). Vergl. hierzu auch die ausführlichen, aber noch unklaren Anmerkungen von Masch auf S. 417 seiner Gesch. d. Bist. Rügen (Lübeck, 1835).

und zwei Scheffel weiße Kocherbsen. Ein 16pfündiger Osterfladen wanderte zu dem „Marechal“ unmittelbar links am Burgtor, wo sich der Marstall des Senats befand. Seit dem 18ten Jahrhundert dient das Gebäude als Gefängnis, also daß die Redensart: „He hört up'n Marstall“ in Lübeck eine gar üble Bedeutung hat. Mit Aufhebung der Torakzise im Jahre 1875 kam das Zollhaus als Wohnung für Gefangenwärter zum Marstall, wobei auch die Lieferungen mit übernommen wurden.⁴⁾ Die sehr unbequemen 30pfündigen Osterfladen an die 4 Bürgermeister sind bereits 1812 in solche zu 15 Pfund umgewandelt worden. Die Herren empfangen sie in ihren Privatwohnungen, die fast immer vor dem Burgtore lagen. Bemerkt sei noch, daß Lübeck nur bis zum Jahre 1848 seine 4 Bürgermeister gehabt hat, neben 16 Ratsherren oder Senatoren. Als 1848 die Verfassung neu geregelt wurde, beschränkte man die Zahl der Ratsherren auf 14, die alle zwei Jahre die Ämter unter sich verteilen. Einer, meistens der älteste, erhält den Vorsitz mit dem Titel Präsidierender Bürgermeister, während sein jeweiliger Vorgänger auf 2 Jahre als stellvertretender Bürgermeister amtiert. Bei der Osterfladenlieferung muß also jedes Jahr erst erfragt werden, welche beiden Senatoren neben den Bürgermeistern empfangsberechtigt sein sollen. Wenn der schwerbeladene Wagen am Sonnabend vor dem Fest von Schönberg nach Lübeck fährt, dann kommt als erster dran mit einem Osterfladen im Gewicht von 16 Pfund und einem Scheffel weißer Kocherbsen der Papiermacher in Schlutup, den wir uns wohl als den Hoflieferanten des Schönberger Bischofs vorzustellen haben.⁵⁾ Und den Beschluß macht mit einem Fladen von 20 Pfund der Lübecker Ratsweinkeller, wo man Gelegenheit findet, sich an einem Frühstück nach getaner Arbeit gebührend zu erquicken.

Die Verteilung der gesamten Osterfladen lag ursprünglich dem Bauhofspächter ob. In einem Aktenstück von 1812 heißt es: „Alles dieses besorgt der zeitige Bauhofspächter hieselbst kontraktmäßig und läßt auch solches durch eigene Anspannung oder durch seine Hofdienste nach Lübeck hinfahren. Das hiesige Amt hat mit dieser ganzen Sache nichts weiter zu thun, als daß es den Amtslandreiter auch (d. h. in einer anderen Angelegenheit) an diesem Tage nach Lübeck schickt, und dieser überbringt einem jeden Percipienten in Lübeck seinen Theil.“ Wahrscheinlich haben Schönberger Bürger das Austragen der Fladen im Ort und auf die Dörfer des Fürstentums im Hofdienst besorgen müssen. Für Herrnburg steht es (1835) fest. Indessen hat nun schon seit langen Jahren der Landreiter hieselbst die Verteilung, zu der er sich das Verzeichnis vom hiesigen Domänenamt alljährlich bestätigen läßt, übernommen. Hier im Ort schickt er einen Arbeitsmann herum, der sich durch die ihm zufließenden Trinkgelder schadlos hält. Nach Lübeck aber und auf die Dörfer fährt der Landreiter selbst, und zwar auf einem Fuhrwerk, das der Bauhof ihm mit einem Kutscher stellt. Selbstverständlich hat er seine Landreiteruniform dabei an. Wenn in den alljährlichen Zeitungsnotizen immer wieder von einer „Amtstracht“ die Rede ist, auch wohl von allerlei Vorschriften über das Fuhrwerk usw., so klingt das, zumal in der offenbar beabsichtigten Beziehung zu den Zeremonien des Martensmannes, ja

⁴⁾ Als nach dem Bau des neuen Staatsgefängnisses auch diese Verwendung aufgehört hatte, ließ Lübeck die Räumlichkeiten zu einem Ehrenheim für hervorragende Dichter und Künstler der Stadt herrichten. Gegenwärtig und zugleich als erste bewohnt die Schriftstellerin Ida Boy-Ed das mit bestem Geschmack ausgestattete Heim.

⁵⁾ Die Papiermühle ist natürlich längst eingegangen. An ihrer Stelle steht eine Schneidemühle mit Kistenfabrik. Vergl. Westphal, Chronik von Schlutup, S. 205.

recht interessant, aber es ist zum mindesten irreführend.⁶⁾ Es mag auch sein, daß der Landreiter sich in Lübeck hin und wieder zur Aushilfe einen „Träger“ gemietet hat, also ein Mitglied der altberühmten, heute noch in der altertümlichen Kniehosentracht gehenden Tränergilde, aber seit Jahren nimmt er ohne jede Pose einen gewöhnlichen Arbeitsmann von hier mit. Natürlich bekommt er von den Empfängern ein „Douceur“ und ein Glas Wein, auch das vielgenannte Frühstück im Ratsweinkeller wird dessen jeweiliger Besitzer schon aus Reklamerücksichten nicht fallen lassen — aber ein Recht darauf, nicht einmal ein herkömmliches, kann dem so gerne zum „Martensmann“ dekorierten Schönberger Landreiter leider nicht zugesprochen werden.

Es wäre nunmehr die Frage nach dem Ursprung der merkwürdigen Lieferung zu beantworten. Daß der Brauch sehr alt ist und ohne Zweifel aus der bischöflichen Zeit stammt, wurde bereits angedeutet. Damit sind wir aber auch schon am Ende unserer Mutmaßungen. Und auf Mutmaßungen sind wir bis jetzt lediglich angewiesen. Noch verworrener aber wird die ganze Sache, wenn wir jetzt auf eine andere Osterfladenlieferung zu sprechen kommen, die Schönberg mit Rehna und Gadebusch gemeinsam hatte und die ebenfalls nach Lübeck zu entrichten war. Diese Lieferung hat längst aufgehört. In den mit 1755 einsetzenden, allerdings sehr dürftigen Urkunden der hiesigen Bäckerinnung steht nichts davon, die Volksüberlieferung schweigt, und in sonstigem Aktenmaterial war — bis jetzt wenigstens — nicht die Spur zu entdecken. Aber sie hat bestanden, und wir wissen auch um ihre Bedeutung. Heinz Schreiber berichtet in seinem Buch: „Rehna als Dorf, Kloster und Stadt“ auf S. 68: „Das Kloster Rehna lieferte jährlich am stillen Freitag ein Fuder Brot nach Lübeck, das E. E. Rat verehrt wurde; dagegen zahlten die Bewohner Rehnas in Lübeck keinen Zoll.“ G. J. Mark, der der Geschichte vom Martini-Abend und Martins-Mann“ (Hamburg u. Güstrow, 1772) schrieb, erwähnt darin auch dieses Vorrechts der Rehnaer, fährt dann aber fort: „Was demnächst das Brodt betrifft, das von Rhena nach Lübeck gesandt wird, so ist es wahr, es erfolgt noch diesen Tag (also 1772!), aber ohne die geringste Feierlichkeit: es werden den Herren des Raths Osterfladen in ihren Häusern zugestellt, wegen der Freyheit, dort mit Brodt auszustehen, und eben das geschieht aus gleichen Ursachen von den Schönbergern und Gadebuschern in Lübeck.“ Mark zitiert noch Westphalens Vorrede zu Band IV S. 2 der Annal. Meclenb. (also etwa das Jahr 1740): „Weil die Schönberger, Gadebuscher und Rhener allemal auf Palmarum die Freyheit haben, mit ihrem Brodte auszustehen.“ Auch der unbekannte Verfasser der kleinen Schrift: Ausführliche Geschichte des Lübecker Martensmannes (Schwerin 1797), die der Schilderung des vorhergehenden Aufsatzes über den Martensmann zugrunde gelegt ist, kommt auf die Sache zu sprechen (S. 12), wie folgt: „Die Rhenaischen Becker sind verpflichtet, eine bestimmte Anzahl Brodte unter die Magistratspersonen in Lübeck, sowie ebenfalls die Städte Gadebusch und Schönberg eine gewisse Art Kuchen unter diesen sowohl, als auch unter den Gewettsherren⁷⁾ am Charfreitage auszuthemen, dafür sie dann die

⁶⁾ So auch Friedr. Latendorf in dem bereits erwähnten Aufsatz der Lübb. Vaterst. Blätter. Übrigens steht in der vorausgehenden Nummer von einem ungenannten Verfasser eine durchweg entstellte Beschreibung der Vorgänge. Ich sage das, weil solche unrichtigen Angaben ohne Nachprüfung alljährlich in der Tagespresse wiederholt zu werden pflegen.

⁷⁾ Gewettsherren oder Wetteherren. Die Wettebehörde in Lübeck wurde aus 2 Ratsherren und einem Protokollisten gebildet. Ihr waren die Polizeibefugnisse übertragen.

Freiheit haben, ihr Brod am Palmsonntage in dem Lübeck'schen Gebiete zu verkaufen.“ — Zu der oben erwähnten Zollfreiheit der Rehnaer in Lübeck stellt Mark wechselseitig die von den Lübeckern in Rehna genossene Zollfreiheit, mit welcher Johannes Theologus, der Urheber des Klosters und der Stadt Rehna, die Stadt Lübeck (wohl 1240) begnadigt habe, und will die auffallende Freigebigkeit des Martinsmannes gegen die Rehnaer Bevölkerung als ein Erkenntlichkeits-Zeichen hierfür ansehen. Bezüglich der Berechtigung zum Brotvertrieb in Lübeck meint er, daß der Fürst Johann⁸⁾ „in dem soeben neuangelegten Kloster und Städtgen Rehna die unentbehrliche Beckerey gerne in Ruf und Nahrung habe setzen wollen und ihm in solcher Absicht der Rhenischen Becker, in Lübeck mit ihrem Brodte auszustehen, ein ganz bequemes Mittel erschienen sei“. Ob solche Mutmaßungen irgendwie auch für Schönberg zutreffend sein könnten, läßt der alte, sonst gar redselige Herr nicht verlauten. Es muß dem Zufall überlassen bleiben, hier einen Lichtstrahl hineinzuworfen. Jedenfalls hat diese Osterfladenlieferung mit der zur Behandlung stehenden, die nicht von den Schönberger Bäckern, sondern vom Schönberger Bauhof, also von der Meierei des bischöflichen Schlosses ausging, keinen erkennbaren Zusammenhang.

Nur einmal, soweit wir zurücksehen können, ist die Lieferung unterbrochen gewesen, nämlich im Jahre 1812, als durch die „Verbindung mit dem Kaiserlich Französischen Reiche die ehemalige Verfassung Lübecks gänzlich desorganisirt und das Personal des vormaligen Magistrats aufgehoben worden“. Sie wurde aber bereits 1813, nachdem die Franzosen verjagt waren, wiederhergestellt. In den Jahren 1835 und 1836 machte man den Versuch, den Brauch aus der Welt zu schaffen. Die umständlichen Verhandlungen sind nicht uninteressant. Man hatte die Absicht, das Recht der eintägigen Vorjagd, welches dem Fürstentum Rakeburg für die zum Nutzungsbereich des St. Johannisklosters in Lübeck gehörenden Lübschen Dörfer Schattin und Utecht zustand, gegen das gleiche, für einen Tag im Jahr bestehende Recht dieses Klosters, seinerseits in dem sogenannten Pfennigsbruch des Rakeburgischen Dorfes Campow zu jagen, einzutauschen und zwar, da die von Rakeburg aufzugebende Jagdgerichtsname über doppelt so wertvoll war, als die gegenseitige, zum Ausgleich der wegfallenden Osterfladenlieferung. Außerdem bot Rakeburg Verzicht auf seinen Anteil aus dem Zoll der Holstentorbrücke an. Dieses sogenannte Zollgeld (9 *R.* 1 *S.*) soll aus einer Schenkung Heinrichs des Löwen vom Jahre 1262 herrühren und wird noch heute mit 32,40 *M.* jährlich an die hiesige Großherzogliche Hauptkasse bezahlt. Doch scheiterten die Verhandlungen und ebenso der schwache Ansaß zu deren Wiederholung im Jahre 1859. Als nun der Weltkrieg entbrannt war, mußte zu Ostern 1915 das Großherzogliche Domänenamt sämtlichen Beteiligten mitteilen, daß es infolge der Reichsgesetzgebung über den Verbrauch von Brot und Mehl zurzeit unmöglich sei, den aus reinem Weizenmehl bestehenden sogenannten Osterfladen herzustellen und überbringen zu lassen, und daß eine Entschädigung von 20 Pfennigen für das Pfund festgesetzt wäre, die zur Verteilung gelange.

Es wäre schade drum, abgesehen von dem gerade jetzt gar nicht zu verachtenden materiellen Wert, wenn die ehrsame Sitte dauernd zu einer kalten Geldabgabe herabsinken sollte. Tut sie doch allen wohl, von Sr. Magnifizenz dem Herrn Regierenden Bürgermeister der Freien und Hansestadt Lübeck an, bis herab — nun, bis herab zur Wenigkeit des Scheibers dieser Zeilen. Und tut nie-

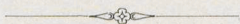
⁸⁾ Am 16. Mai 1236 bestätigt Fürst Johann von Mecklenburg die Gründung des Klosters zu Rehna.

mandem wehe, höchstens dem Bauhofspächter, dem aber, wohlbemerkt, sein „Drömbt Weizen“ nebst Backgeld und Fuhrdienst durchaus nicht geschenkt bleiben, wie er denn auch jetzt schon die Geldentschädigung für die weggefallenen Osterfladen herzugeben hat. Und der auch schwerlich jauchzen würde, wenn bei einer Ablösung seiner drei Scheffel weißer Kocherbsen der gegenwärtige Marktpreis grundlegend gemacht werden sollte. — Mancherlei wäre zu vermerken, zu dem uns der Krieg in diesen harten Jahren mit rauher Hand erzogen hat. Nicht zum mindesten gehört hierher die Achtung vor so manchem alten Brauch und Stück,



Klosterhof in Rostock. (Abb. 2.)

dessen wir uns schon schämen zu müssen glaubten und das wir nun wieder zu Ehren bringen, ohne daß dabei ein Rückschritt in der Kultur befürchtet wird. Möge der alte Brauch, dem die vorliegende Arbeit gewidmet ist, zu neuem Leben erwachen, wenn erst wieder die Osterfladen gebacken werden dürfen. Bis dahin aber: Respekt vor den Naturallieferungen!



Ein stiller Winkel im alten Rostock.

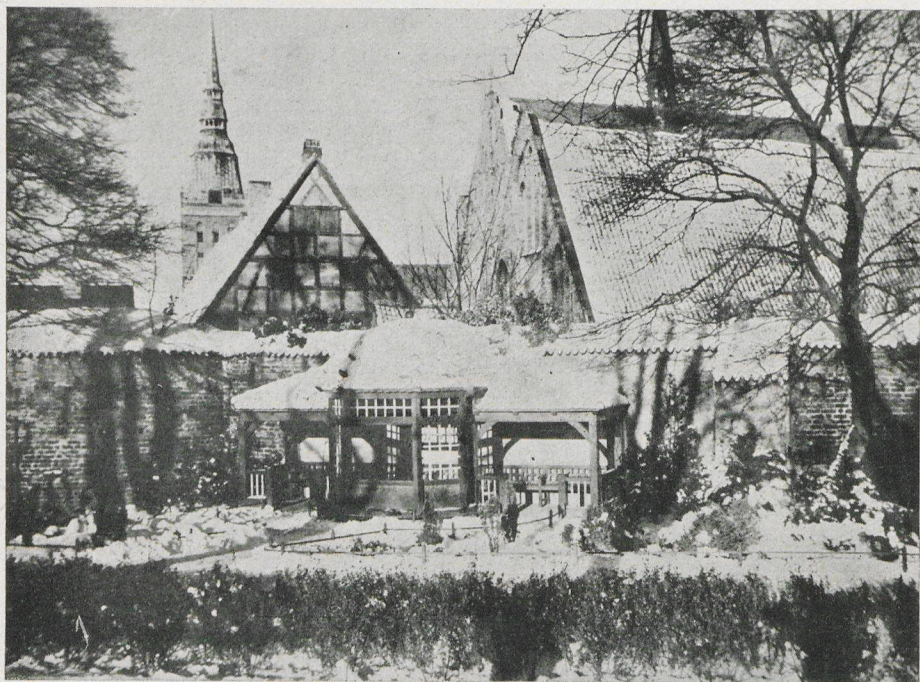
Don Regierungsbaumeister Lorenz, Rostock.

Wenige Schritte abseits vom starken, geräuschvollen Verkehr des Rostocker Hopfenmarkts und des ihn begleitenden Straßenzugs liegt ein wundervoll stiller Winkel voll eigener Schönheit, an dem mancher Fremde achtlos vorübergeht und den auch so mancher Rostocker kaum kennt, das ist das Kloster zum Heiligen Kreuz mit seinem Vorhof. In der vom Durchgangsverkehr am meisten entlegenen Ecke des dreieckigen Blücherplatzes öffnet sich zwischen den hohen Gebäuden der Universität und ihren Instituten, die das Kloster völlig verstecken, rechts und der Hauptwache und dem Großherzoglichen Palais links ein schmaler, mit niedriger Mauer begrenzter Ausschnitt, durch den man in den Vorhof des Klosters blickt. Eine Reihe einstöckiger, teils auch zweistöckiger, in leuchtendem Weiß getünchter Häuschen mit grünen Fensterläden begrenzt den Hof zur Linken und gegenüber, über der sich, teilweise durch eine Reihe prächtiger Linden verdeckt, ein gotischer Giebel mit schlichten Spitzbogenblenden erhebt (Abb. 1)¹⁾, rechts schließt der langgestreckte Chor der Kirche den Platz ab. Die Häuserzeile links enthält neben einigen Wohnungen der Klosterdamen die des Klosterpropstes, während der niedrige Verbindungsflügel zur Kirche hin den Zugang zum eigentlichen Kreuzgang und dessen östlichen Flügel darstellt. Kühl beschatten ihn im Sommer die alten Bäume, durch deren Blätter die Sonne grüngoldene Lichter auf die weiße Hauswand wirft. Ein besonders malerischer Winkel ist, wo der Haupteingang der Kirche sich mit seinem niedrigen Vordach an das des Kreuzgangsflügels anschließt, darüber die schlanken Spitzbogenfenster der Kirche (Abb. 2).

Entstammt dieser Flügel im eigentlichen Kreuzgangteil noch mittelalterlicher Zeit — er wird etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden sein —, so sind die ihm vorgebauten Wohnungen des Pfortners und die Häuschen der Konventualinnen viel späteren Datums und werden wohl erst im 17., vielleicht auch erst im 18. Jahrhundert je nach Bedarf an Stelle früherer Wirtschaftsgebäude angebaut sein. Sie zeigen uns, wie einheitlich, ruhig und, trotz einzelner kleiner Verschiedenheiten, aus einem Guß frühere Zeiten eine solche Bauaufgabe zu gestalten wußten, wo unter einheitlichen Gesichtspunkten, wenn auch zu verschiedener Zeit, eine Reihe von Kleinwohnungen entstand. In Rostock finden sich noch mehr solche Anlagen, man denke an die sogenannten Kirchenhäuser zu St. Jacobi, St. Nicolai und St. Petri, sowie an die Kleinsiedelungen des Heiligengeisthofes und des Dorfes St. Georg. Erreicht wird das durch fast gleiche Neigung der steilen, mit dunkelbemooften Pfannen gedeckten Satteldächer, die ohne größere Dachausbauten außer einigen Schleppluken sich in einer Linie dahinziehen, durch die einheitliche Größe der kleinscheibigen Fenster und Haustüren, die sich in ihrer Kämpferhöhe, Sprossenteilung und Rahmen mit Läden in gleicher ebenmäßiger Ruhe wiederholen, und nicht zuletzt durch die gleiche farbige Behandlung mit weißen Puzflächen, weißen Fenstern, braunen Haustüren und grünen Fensterrahmen und Läden im Erdgeschoß. Auch der wilde Wein, der über das Ganze rankt, trägt zu diesem Eindruck bei. Ein Blick auf die Hofseite wirkt noch malerischer und altertümlicher.

¹⁾ Die photographischen Aufnahmen verdanken wir Herrn Dr. Kotelmann, Rostock.

Wie lange mag wohl dieser stille Winkel bei der unaufhaltsam fortschreitenden Entwicklung der Stadt unberührt erhalten bleiben? Sind doch die Grundstücke in der inneren Stadt, noch dazu in nächster Nähe der Geschäfts- und Verkehrsstraßen zu wertvoll, als daß nicht über kurz oder lang trotz aller Bestrebungen des Heimatbundes und der Denkmalpflege eine intensivere Ausnutzung, wenigstens des Vorhofes und der weiten sich bis an die Stadtmauer erstreckenden Gärten, sich vernetwendigen wird. Das schöne Bild des Klosters vom Wall aus über die Stadtmauer hinweg (Abb. 3) wird dann verschwinden oder wenigstens sehr beeinträchtigt werden, und auch von dem Idyll des Vorhofes wird der Freund des alten Rostock und unserer heimatlichen Kunst Abschied nehmen müssen.



Kloster zum Heiligen Kreuz in Rostock. (Abb. 3.)

Doch es ist verkehrt, alles Alte unverändert bestehen lassen zu wollen und dem einmal dem Lauf der Zeit zum Opfer Fallenden als etwas Unerseßlichem nachzutruern. Gibt doch eine Bebauung dieses umfangreichen Geländes, nicht zuletzt durch die Möglichkeit, es für Universitätsbauten vorteilhaft zu verwenden, Gelegenheit zu architektonischen Aufgaben reizvollster Art, die bei dem fortschreitenden Verständnis unserer Baukünstler für monumentale, sich unserer heimatlichen Überlieferung anschließende Bauweise vortreffliche Lösungen finden können.

So wäre z. B. der Abschluß des Zugangs zum Klosterhof, der jetzt ein Loch in die sonst geschlossene Wand des Blücherplatzes schneidet, durch ein Universitätsgebäude, das sich, an das Geologische Institut anschließend, dessen häßlichen kahlen

Giebel verdeckt und mit einem offenen Bogengang die Verbindung mit dem Zoologischen Institut herstellt, städtebaulich sehr wünschenswert und böte Gelegenheit zu malerischen Durchblicken auf den Klosterhof einerseits, und von dort auf die Hauptwache, Hopfenmarkt mit der dahinter ragenden Marienkirche andererseits, wenn auch ein Teil der Klosterhäuser hierbei fallen müßte. Auch die Verbindung von größeren Baulichkeiten auf dem Gelände der Klostergärten mit der Stadtmauer könnte, vom Wall aus gesehen, ein sehr wirkungsvolles Stadtbild geben, bemühte man sich, sie in anderen Formen zu errichten, als das Phhikalische Institut sie zum größten Schaden des Bildes schon aufweist.



Mitteilungen.

Einfluß der Grundwasserentziehung auf den Wald und seine Bewirtschaftung vom Königl. sächs. Forstmeister =inz, Naunhof bei Leipzig. Nachdruck aus der Internationalen Zeitschrift f. Wasserversorgung. (Herausgegeben von Dr. ing. G. Thiem.) 2. Jahrg. Heft 7 und 8 1915. Verbreitet durch den deutschen Bund Heimatchutz.

Bodenfeuchtigkeit, somit auch Grundwasserstand und Bodenflora, stehen in engen Beziehungen zueinander. Ebenso, wie Bodenfrische liebende Pflanzen auf trockenen Böden kümmern, befinden sich Trockenheit bevorzugende Gewächse in feuchter Erde nicht wohl.

Selbstverständlich nimmt die Bodenkultur, Gärtnerei, Land- und Forstwirtschaft hierauf entsprechende Rücksicht. Ein Wechsel der Bodenfeuchtigkeit innerhalb des Wurzelraumes der Pflanzen, Ab- oder Zunahme des Grundwassers, zwingt in der Regel auch zu einem Wechsel mit den Kulturpflanzen. Der Gärtner und Landwirt vermag diesen meist leicht und ohne große Kosten zu vollziehen. Schwer aber und nur ganz allmählich und mit größeren oder geringeren Opfern ist das die Forstwirtschaft imstande. Gärtner und Landwirt ernten fast ausnahmslos innerhalb Jahresfrist die auf ihrem Boden angebauten Pflanzen, der Forstwirt mit Ausnahme des Weidenhegerbetriebes aber nur in größeren, oft bis hundert Jahre und länger währenden Zwischenräumen. Das Holz muß ein bestimmtes Alter erreicht haben, um hiebreif zu sein, d. h. den höchsten Nutzwert zu erlangen. Eine frühere Ernte bedingt in den meisten Fällen einen Verlust. Es ist deshalb fast allenthalben eine Veränderung des Grundwasserstandes innerhalb des Wurzelraumes der Waldbäume nur mit Nachteilen für den Wald vorhanden, weil man es nicht in der Hand hat die gegenwärtig vorhandene Holzart plötzlich durch eine andere, den neuen Bodenverhältnissen sich leichter anpassende, zu ersetzen.

Diese Tatsache dürfte sich an einem Beispiele selbst am besten erläutern lassen. Hierzu mag der in der Nähe der Stadt Naunhof im nordwestlichen Teile des Königreichs Sachsen gelegene Naunhofer Staatswald dienen. In seiner Nähe sind in den Jahren 1887 und 1896 die beiden bekannten Wasserwerke der Stadt Leipzig errichtet worden, welche ihrer Umgebung, wozu der Naunhofer Wald gehört, das Grundwasser mehrere Meter tief, auf alle Fälle aus dem Wurzelraum der Waldbäume, entzogen haben. Eine Beschreibung, in welcher Weise dies geschah, sowie der Wasserwerksanlagen selbst, mag hier unerörtert bleiben. Es genügt die Tatsache der Senkung des Grundwasserspiegels. Um nun den Einfluß dieser Senkung veranschaulichen zu können, ist es nötig, zuerst eine Beschreibung des Waldes, seiner Bodenverhältnisse und seines Zustandes vor der Grundwasserentnahme zu geben.

Der Naunhofer Wald, welcher die Stadt Naunhof hufeisenförmig umgibt, liegt im Nordende des sächsischen Hügellandes, in einem nach der Stadt Naunhof sich hinziehenden südlichen Ausläufer der Leipziger Ebene. Bei einer Erhebung von etwa 136 m über N. N. ist er als fast völlig eben zu bezeichnen. Er befindet sich mit Ausnahme eines von der Parthe durchflossenen zum Teil anmoorigen Alluvialstreifens — Muehlm — im Gebiete eines Geschiebelehmes, welcher dem Flußschotter des altdiluvialen Muldenbettes in ziemlich der Mächtigkeit, die zwischen etwa 0,4—2 m schwankt, aufgelagert ist. Die Lehmschülle ist teils von sandig-grandiger, in der Regel aber von toniger Beschaffenheit, die nach der Tiefe an Fähigkeit zunimmt. Nicht über dem fiesigen Muldenschotter verwandelt sich der rötlich gefärbte Lehm in einen blauen, in trockenem Zustande steinharten Letten, der für die Pflanzenwurzeln schwer durchdringbar ist. Dieser Geschiebelehm schließt nun das obere Grundwasser, das sich im Wurzelraume der Bäume befindet, von dem sich im Muldenschotter fortbewegenden Tiefengrundwasser ab. Bei Errichtung der Leipziger Wasserwerke, welche das Tiefengrundwasser

im Bereiche des Muldenschotter abzapften, ging man von der Annahme aus, daß dadurch der Wassergehalt des von den Pflanzenwurzeln durchzogenen, für Wasser schwer durchlässigen Geschiebelehms mit der darüber lagernden Humusschicht und damit auch der Holzwuchs nicht wesentlich beeinträchtigt würde. Diese Annahme hat sich jedoch als irrig herausgestellt. Zahlreiche Einschnitte bis auf den Muldenschotter, hervorgerufen durch Entwässerungsgräben, Straßenanlagen, durch verkaulte Baumwurzeln entstandene Löcher und andere Ursachen stellten Verbindungswege zwischen dem Ober- und Tiefengrundwasser her.

Durch die Entnahme so bedeutender Grundwassermengen, die in trockenen Sommern täglich bis zu 60 000 cbm betragen, senkte sich der Tiefengrundwasserspiegel im Flußschotter. Das mit ihm in Verbindung stehende obere Grundwasser sickerte nach und nach in die Tiefe. Sogar die Parthe trocknete aus. Statt daß der Untergrund durch kapillares Wasseraufsteigen in trockenen Zeiten auszugleichen half, trat das Gegenteil ein. Der Wurzelraum der Bäume wurde wasserleer. Kurz vor der Senkung des Grundwasserstandes — es stand so hoch, daß es vielerorts zutage trat — war der Naunhofer Wald in der Hauptsache mit gesundem Nadelholze, darunter zum größeren Teil vielversprechenden Fichtenbeständen, besetzt. Ein kleiner Teil wies Laubholz, vor allen Dingen Eichen und Roten auf.

Diese Naunhofer Eichen und Erlen waren in den forstlichen und Holzhändlerkreisen von ganz Sachsen rühmlich bekannt. Ihr Holz wurde sehr begehrt und vorzüglich bezahlt. Nach der Senkung des Grundwasserspiegels änderte sich die Sache. Alle Holzarten litten mehr oder weniger, besonders die wertvollsten, die Fichten, Eichen und Erlen, weil sie höhere Ansprüche an die Bodenfeuchtigkeit stellten. Die Schädigung zeigte sich darin, daß ein Rückgang im laufenden jährlichen Zuwachs eintrat. Die Bestände erkrankten und wurden später, je nach Holzart, mehr oder weniger wipfeldürr und krüppelhaft. Einzelne Bäume starben ab. Das Absterben nahm von Jahr zu Jahr zu. Diese Erscheinung läßt sich damit erklären, daß die an sehr hohe Bodenfeuchtigkeit angepassten Organe der Bäume zur Wasseraufnahme, Saftleitung und Atmung bei der nun geringeren Bodenfeuchtigkeit nicht mehr normal weiter wirken können. Je feuchter der Boden ist, desto näher liegt die Hauptmasse der Wurzeln der Erdoberfläche. Sie haben da oben genügend Feuchtigkeit und Nahrung und haben nicht nötig, zur Wasseraufnahme sich nach der Tiefe zu strecken. Sinkt der Grundwasserstand und entwässert somit die obere Bodenschicht, so hat die Hauptmasse der dort befindlichen Wurzeln fast keine Gelegenheit mehr zur Wasseraufnahme, während die wenigen tiefer gegangenen Wurzeln allein den Baum nicht genügend mit Wasser zu versorgen vermögen. Gelingt es dem Baum, möglichst bald Wurzeln nach der Tiefe zu entsenden, so kümmert er zwar eine Zeitlang, bleibt aber am Leben. Der andere, welcher sich nicht in dieser glücklichen Lage befindet, und bei welchem die Wasserverdunstungsfähigkeit die Wasseraufnahmefähigkeit übersteigt, stirbt ab.

Etwas günstiger liegt die Sache für solche Bestände, welche erst nach der Senkung des Grundwasserspiegels zum Anbau gelangten, also bei jungen Anpflanzungen und Saaten. Für diese jungen Bäumchen handelt es sich zwar auch um einen Boden, der weit trockener ist, als sie zum Gedeihen nötig haben, aber sie können sich diesem gleich von Jugend an besser anpassen, d. h. ihre Bewurzelung danach einrichten. Derartige Bestände werden ohne große Abgänge fortwachsen, wenn zwar auch nicht in dem Maße, wie in einem ihnen in bezug auf Feuchtigkeit völlig zutragenden Boden. Da aber die Bäume, auch die erst nach erfolgter Senkung des Grundwasserspiegels angebaute, nicht mehr so rasch zuwachsen als auf feuchtem Boden, muß man, um gleich wertvolles Holz wie unter den früheren Verhältnissen erzielen zu können, den Untrieb erhöhen, d. h. man muß die Bäume, um den höchsten Nutzen von ihnen zu erlangen, älter werden lassen als bisher. Während man bisher die Fichten und Kiefern im 80jährigen Alter schlug, wird man sie nun 100 Jahre alt werden lassen müssen, so daß jetzt, schematisch gedacht, jährlich etwa nur noch der hundertste Teil des Waldes genutzt werden kann, während es vorher ein Achtzigstel war. Ebenso verhält es sich bei den Eichen, Eschen und den übrigen Laubhölzern. Aber trotz des erhöhten Umtriebsalters werden die Bestände zur Zeit des Abtriebes nicht mehr so massenreich wie früher beim niederen Umtriebsalter sein. Gesezt den Fall, daß die jetzt 100jährigen Bäume dieselbe Stärke und Länge wie früher die 80jährigen besitzen würden, was selten eintreten wird, so erreichen bei dem grundwasserarmen Boden doch nicht mehr so viele Stämme auf einer bestimmten Fläche das Umtriebsalter wie vor der Wasser senkung. Es sterben jetzt bis zum Abtriebe viel mehr Bäume vorzeitig ab, so daß die Stammzahl und damit der Massengehalt des hiebreifen Abtriebsbestandes, bei welchem der einzelne Baum den höchsten zu erreichenden Nutzwert haben soll, jetzt ein geringerer ist als früher. Des weiteren kommt hinzu, daß die Bäume beim Abtriebe in der Regel nicht mehr so frisch und gesund sind wie vor der Senkung des Grundwasserspiegels.

Die Folge davon ist, daß ein derartiger Bestand mehr anbrüchiges und schadhafte Holz aufweist als früher. Die technische Gebrauchsfähigkeit des Holzes sinkt. Während ehemals viel mehr davon als Nutzholz verwendet werden konnte, besitzt ein großer Teil davon jetzt nur noch Brennholzwert.

Kranke Bäume werden bekanntlich viel leichter von Schädlingen (Insekten und Pilzen) befallen und erliegen deren Angriffen schneller als gesunde. In gleicher Weise sind solche Bestände von geringerer Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse (Sturm, Schnee, Eis) und die bei Verbrennung der Steinkohle entstehenden Gase, welche sich in dem Industrieaate Sachsen überall in größeren oder kleineren Mengen in der Luft befinden. Ganz besonders die wertvolle Fichte, wie auch der Naunhofer Wald beweist, wird rasch ein Opfer dieser Rauchgase. Durch das massenhafte Absterben der Bäume werden die Bestände gelichtet, Sonne, Wind und Wetter wirken auf den nun weniger geschützten Boden ungünstig ein und lassen ihn verhagern. Statt einer milden Humusdecke im geschlossenen Bestande finden sich allerlei schädliche Forstunkräuter, wie Himbeeren, Heidelbeeren, Besenpfrieme, Heide und Farn ein, welche dem Holzbeianne im Boden die Nahrung entziehen und einem späteren Wiederaufbau der Wertlichkeit große Schwierigkeiten entgegenstellen. Sie erschweren beim Wiederaufbau die Bodenbearbeitung, verteuern dadurch die Anbaukosten, verdämmen die jungen Holzpflänzchen, so daß sich zum Schutze derselben ein wiederholter, ebenfalls mit Kosten verknüpfter Austrieb dieser nicht verwertbaren Unkräuter nötig macht. Durch die Austrocknung des Bodens und im Kampfe mit diesen Forstunkräutern geht überdies noch ein großer Teil der durch den trockenen Boden schon geschwächten jungen Pflänzchen wieder ein und muß wiederholt durch neue ersetzt werden. Hierdurch werden sehr bedeutende Nachbesserungskosten erforderlich. Während vor der Grundwassersenkung im Naunhofer Walde das Ausbesserungsprozent 8—10 betrug, d. h. während von hundert ausgepflanzten Bäumchen etwa 8 bis 10 abstarben und ersetzt werden mußten, ist das Ausbesserungsprozent jetzt auf 36 und darüber gestiegen. Aber noch in anderer Weise verteuern sich die Anbaukosten. Genüigten früher auf dem milden, humosen und frischen Boden ein- bis dreijährige Saatzpflänzchen, so müssen jetzt drei- bis fünfjährige verschulte Ballenpflanzen Verwendung finden. Diese müssen vorher aus den Saatbeeten entnommen und in eigens hierzu angelegten Pflanzgärten, sogenannten Schulkämpfen, weitläufig gepflanzt, erzogen werden. Hier müssen sie dann mehrere Jahre stehen, um eine kräftige Verwurzelung zu erlangen und sich selbst kräftig zu entwickeln. Erst dann gelangen sie mit großen Erdballen an den Wurzeln zur Auspflanzung.

Alle diese Mehrkosten belasten aber den neugegründeten Bestand bis zu seinem Abtriebe, denn man hat sie bis zu diesem, also auf etwa hundert Jahre, zu vernachwerten und seinerzeit von dem Erlöse aus dem zu enttenden Bestande mit den übrigen vernachwerteten Kosten der Bestandsgründung und -Pflege abzuziehen, um den Reinertrag zu erhalten. Nimmt man nur an, daß je Hektar der Anbaufläche diese Mehrkosten 100 Mark betragen, was in Naunhof keinesfalls zu hoch gegriffen ist, so würde dieses Kapital bei nur 3 1/2-prozentiger Verzinsung bis zum Abtriebe, also nach hundert Jahren, auf 3100 Mark angewachsen und als Mehrkostenbetrag vom dereinstigen Ernteerlös in Abzug zu bringen sein. Der Reinertrag, somit der Bodenzins, wird hierdurch ganz bedeutend geschmälert.

Als schädliche Nebenwirkung des Sinkens des Grundwasserspiegels kommt eine starke Vermehrung der Forstschädlinge hinzu. Besonders die Fichtenblattwespe (*Nematus abietinus*) und der Maßfäßer, deren Larven im Boden überwintern, sowie zahlreiche andere, haben von Jahr zu Jahr an Zahl zugenommen. Diese Insekten fanden früher in der nassen oder zu Eis gefrorenen Bodenbedeckung keine Ueberwinterungsbeeten und gingen zugrunde. Die Fichten werden, weil sie durch die Grundwassersenkung an und für sich kränkeln, von den Blattwespen lieber angenommen als gesunde, werden aber auch in ihrem Wachstum empfindlicher geschädigt und sterben leichter ab.

Auch zur Vermehrung der wilden Kaninchen, Hamster und Waldwühlmäuse hat die Senkung des Grundwassers beigetragen. Früher war es diesen Tieren wegen des hohen Grundwasserstandes im Walde viel schwerer möglich, ihre Baue anzulegen und darin leben zu können wie gegenwärtig.

Schließlich ist das Verschwinden des oberen Grundwassers auf die Flora nicht ohne Einfluß gewesen. Eine ganze Reihe von Sumpf-, Wasser- und feuchten Standort liebenden Pflanzen sind bereits verschwunden oder im Aussterben begriffen. Es seien hier nur genannt die Rot- oder Schwarzerlen, Rüstern, schwarzen Johannisbeeren, *Conium maculatum*, *Pulsatilla officinalis*, *Valeriana officinalis*, *Primula officinalis*, *Iris Pseud-Acorus*, *Nuphar luteum*, *Nymphaea alba* und viele andere. Dafür haben sich Heidelbeeren und Heidekraut eingebürgert. Die Flora ist ärmer geworden. Auch das einst den ganzen Wald einnehmende See-, Alpengras oder Festselling (*Carex brizoides*) verschwindet immer mehr. Dieses Rietgras ist ein ge-

suchter Ersatz für Koffhaare zu Matratzen und wird gut bezahlt. Es brachte ehemals dem Walde jährlich bis 9000 Mark, während der Ertrag sich heute nur noch auf 1500 Mark im Jahre stellt.

Schließlich möchte noch der günstigen Wirkungen gedacht werden. Hier kommen nur einige Nebenwirkungen in Frage. Die wichtigste unter ihnen ist der vorteilhafte Einfluß, welchen die Grundwassersenkung auf die Beschaffenheit der Wege und auf die Zugänglichkeit zu den Beständen ausgeübt hat. Die Wegekörper trockneten ab, wurden hart und fest, dadurch besser haltbar und die Unterhaltungskosten wurden geringer, während die Wege gleichzeitig besser fahrbar wurden. Viele bisher versumpfte Waldorte können jetzt trockenen Fußes begangen werden.

Nach Beseitigung der durch Senkung des Grundwasserspiegels hervorgerufenen allgemeinen Einwirkung auf den Wald erübrigt es noch, das Verhalten der hiesigen Hauptholzarten Fichte, Kiefer, Eiche, Esche und Erle infolge der Senkung zu betrachten. Als die bisher wichtigste Holzart ist die Fichte zu erwähnen. Sie hat eine in der Bodenoberfläche flach hinreichende Bewurzelung, entbehrt der Pfahlwurzel und stellt hohe Ansprüche an die Bodenfeuchtigkeit. Ihre Kronenform ist diejenige einer Pyramide, wobei ihre stärkeren Äste in einem stumpfen Winkel vom Wipfel abwärts hängen. Da sie im gesunden Zustande dicht benadelt ist, so wird ein großer Teil der atmosphärischen Niederschläge in der Baumkrone zurückgehalten und verdunstet wieder. Nach Ney: der Wald und die Quellbildung. Forstl. Zentralblatt 1901, kann für unser Klima angenommen werden, daß folgende Mengen der Niederschläge durchschnittlich im Walde an den Baumzweigen verdunsten, ohne an den Boden zu gelangen:

im Fichtenwalde	33 ¹ / ₃ %
im Kiefernwalde	20%/o
im Buchenwalde	15%/o
im Eichenwalde	12%/o.

Der abfließende Teil des Niederschlages folgt in der Hauptsache den Ästen und gelangt mehr am Außenrande der Baumkrone als am Stamm auf den Boden. Infolgedessen ist unter einer Fichte in der Nähe des Stammes der Boden am trockensten. Es sammelt sich hier eine dichte, glatte, schwer durchlässige Nadeldecke an. Da nun im geschlossenen Bestande die Bäume sehr nahe beieinander stehen, so verwandelt sich sehr bald die gesamte Bodenoberfläche in eine derartige schwer durchlässige Bodendecke. Das Wasser vermag in diese nur schwer einzudringen, weshalb ein weiterer Teil der Niederschläge ohne Nutzen für den Wald abfließt. Zu einem freudigen Gedeihen bedarf die Fichte aber mehr Wasser, als in den Boden einzudringen vermag, weshalb sie ihre Zuflucht zum Grundwasser der oberen Bodenschicht nehmen muß. Sinkt der Grundwasserspiegel unter den flachen Wurzelraum der Fichte, hat sie dann nicht mehr genügend Wasser, wie es im Naunhofer Walde der Fall ist, und beginnt zu erkranken.

Demgegenüber besitzt die Kiefer eine tiefergehende Bewurzelung und treibt eine Pfahlwurzel. Sie ist infolgedessen in bezug auf die Feuchtigkeit der oberen Bodenschicht anspruchsloser als die Fichte, und hat viel weniger unter der Entwässerung der oberen Bodenschicht zu leiden. Die bei den hiesigen Kiefernalthölzern nachgewiesenermaßen bereits vor dem Absinken des Grundwassers eingetretene Abnahme des Höhenwuchses ist als eine Folge davon anzusehen, daß die Wurzeln der Kiefern nicht in den unter dem Geschiebelehm lagernden Muldenschotter eindringen. Es erklärt sich dies dadurch, daß der Schotter stets bis zum Ueberdruck vom Wasser erfüllt war und die Kiefernwurzeln nicht in ständiges Grundwasser gehen. Infolgedessen zeigen die vor Beginn der Grundwassersenkung schon dagewesenen Kiefern fast sämtlich eine nur kurze, wenig ausgebildete Pfahlwurzel, während sie z. B. im frischen Sandboden eine kräftige Pfahlwurzel in die Tiefe treiben. Bei dem früheren hohen Grundwasserstande war es belanglos, daß Geschiebelehm und Muldenschotter bezüglich ihrer Nährstoffgehalte sehr verschiedene Bodenarten darstellen, indem Geschiebelehm reich, der Schotter arm an Nährsalzen ist. Die Wurzeln treten allgemein nur schwer aus nährstoffreichem Boden in nährstoffarmen. Durch die Senkung des Grundwassers wird es der Kiefer zwar schwerer, den nun meist härter gewordenen Geschiebelehm zu durchdringen, sie sucht das aber durch zahlreichere Wurzelbildung auszugleichen. Es finden sich an den jüngeren Kiefern vielfach mehrere, wenn auch nicht lange Pfahlwurzeln zur Erlangung der Feuchtigkeit aus der Tiefe. Aber auch jetzt dringen die Wurzeln kaum oder gar nicht in die flußschotterartige Schicht ein, sondern sitzen auf, weil letztere auch an ihrer Oberfläche infolge ihrer Kapillarität noch genügend Feuchtigkeit für diese anspruchslose Holzart besitzt. Da nun die Kiefer versippt, wenn auch nicht in dem Maße wie früher, halbwegs gut zu wachsen, die Fichte aber zweifellos im Absterben begriffen ist, und zahlreiche Versuche, sie wieder neu anzubauen, mißglückten, hat man sich entschlossen, die Fichtenwirtschaft aufzugeben und zur weniger einträglichen Kiefernanzucht

überzugehen. Dieser Tausch der wertvolleren mit einer minderwertigen Holzart ist mit ziemlich empfindlichen wirtschaftlichen Verlusten verknüpft. Die Kiefer, nebenbei Lichtpflanze, liebt einen weiteren Stand als die schattenvertragende Fichte. Es stehen demzufolge im Alter auf gleich großer Fläche unter gleichen Verhältnissen weniger Kiefern als Fichten. Deshalb wird beim Abtriebe der Kiefernbestand einen geringeren Massengehalt aufweisen als der gleich alte und unter gleichen Verhältnissen erwachsene Fichtenbestand. Ueberdies ist das Kiefernholz an und für sich auch geringwertiger als dasjenige der Fichte.

Die Eiche ist eine ausgesprochene Pfahlwurzepflanze, welche außerdem guten, tiefgründigen Aueboden bevorzugt. Ihr großes Feuchtigkeitsbedürfnis hat sie veranlaßt, trotz des früheren hohen Grundwasserstandes auch in die unter dem Geschiebelehm lagernde Flussschotterdecke einzudringen. Den älteren Eichen hat die Grundwasserentfernung insofern geschadet, als sie in der Geschiebelehmschicht, wo sich ihre meisten Wurzeln befinden, nicht mehr genügend Wasser fanden. Der Jahreszuwachs der Eichen ging zurück, viele wurden wipfeldürr, andere starben ab. Diejenigen Bäume, welche die ersten Jahre nach der Grundwasserentfernung überstanden hatten, scheinen sich durch eine gewisse Umbildung des Wurzelsystems den neuen Verhältnissen allmählich angepaßt zu haben. Sie zeigen einige Jahre nach der Senkung wieder eine Zunahme des Zuwachses, der zwar demjenigen vor der Senkung weit nachsteht, aber jenen unmittelbar nach der Senkung wesentlich übertrifft. Junge Eichen, die erst nach erfolgter Senkung des Grundwasserspiegels zum Anbau gelangten, erwecken meist wenig Aussicht auf eine dereinstige Nutholzausbeute. Die eigentümliche Erscheinung, daß sie in einer Höhe von 1,5—2,5 Meter im Wuchse stocken und dabei ein dichtes, starres, häufig zu wulstigen, knotigen Ausstreuungen am Stamme führendes Astwerk anzusetzen pflegen, nach etwa fünf bis zehn Jahren aber plötzlich einen schwuppigen Höhentrieb von oft unverhältnismäßiger Länge entwickeln, hängt damit zusammen, daß es den Wurzeln jetzt schwer fällt, den festgewordenen trockenen Geschiebelehm zu durchdringen. Es bilden sich an Stelle der Pfahlwurzel mehrere flach in der obersten humosen Erdschicht hinreichende Seitenwurzeln aus. Während dieser Zeit stockt der Höhenwuchs, und die ästige Krone entspricht dem wirren, vielverzweigten Wurzelwerk. Nach einigen Jahren entsenden die starken Seitenwurzeln zahlreiche und kräftige Verzweigungen, und erst, wenn sich dieses sekundäre Wurzelsystem im Geschiebelehm ausgebildet hat, erfährt auch der Höhenwuchs neue Belebung.

Eichen und Roten müssen frischen bis feuchten Boden haben. Erstere besitzen eine mit vielen Nebenwurzeln behaftete Pfahlwurzel, während die Rot- oder Schwarzerle einige starke Wurzeläste abwärts sendet. Beide Holzarten schicken ihre Wurzeln jedoch nicht bis in den Muldenschotter. Die Grundwasserentziehung in der Geschiebelehmschicht bedingt das völlige Verschwinden dieser wertvollen Nuthölzer im Naunhofer Walde. Es mußte die Laubholzwirtschaft ebenfalls aufgegeben und durch die Kiefer ersetzt werden.

Die Forstwirtschaft steht deshalb nicht mit Unrecht auf dem Standpunkte, daß die Wasserabgabe im Walde aus dem Untergrunde berechnete Bedenken hat, weil damit fast immer eine Senkung des oberen Grundwasserspiegels im Wurzelraume der Waldbäume verbunden ist, von dessen Höhe die Frische des Bodens, das Wachstum der Bestände und die Anbaumöglichkeit bestimmter Holzarten abhängig ist. Der dem Walde dadurch zugefügte Schaden, welcher leicht nachweisbar ist, sich aber schwer mathematisch genau berechnen läßt, ist seitens des Wasserabnehmers dem Waldbesitzer wohl in den seltensten Fällen voll vergütet worden. In der Regel wird nur ein sogenannter Wasserzins für die Entnahme des Wassers selbst entrichtet. Aber auch dieser Wasserlaufzins ist in den meisten Fällen im Hinblick auf die durch das Grundwasser hervorgerufene Holzzerzeugung zu niedrig bemessen.

Es kann deshalb wohl verstanden werden, wenn der Waldbesitzer und Wirtschaftser dem Wunsche nach Abgabe von Grundwasser aus dem Walde nicht immer sehr freudig entgegenkommt. —

Wir geben vorstehende Abhandlung wieder, weil auch in unseren Waldungen sich die Folgen größerer Entwässerungen oft bemerkbar machen. So war die Entwässerung des großen Sandhöfer Moores, des früheren Serrahn-Sees zwischen Karow und Goldberg, auf weite Umgebung fühlbar, auch in der Lewitz soll sie sich auf den höher gelegenen Waldgebieten bemerkbar gemacht haben, in der südwestlichen Heide war die Regulierung der Vorfluten von sichtlichem Einfluß. Unsere Forstmänner können gewiß manches hierüber aus ihrer Erfahrung mitteilen.

In dieser Stelle mag noch auf die letzten Untersuchungen von E. Geinitz verwiesen werden über die hydrologischen Verhältnisse Mecklenburgs und die Abhängigkeit des Grundwassers von den Niederschlägen (Internat. Zeitschr. f. Wasserversorgung, 2. u. 3. Jahrg., Leipzig, und Landwirtsch. Annalen 1916, Num. 15 u. 16).

Als **Moorschutzheft** ist jetzt im V. Band, 2. Heft der Beiträge zur Naturdenkmalpflege (Berlin 1916) der Bericht über die 7. Konferenz für Naturdenkmalpflege in Preußen erschienen, über die wir in unserer Zeitschrift XI, S. 12 bereits berichtet haben. Das umfangreiche Heft (356 Seiten) enthält die Vorträge von H. Conwenz über die Notwendigkeit der Schaffung von Moorschutzgebieten und die hierauf bezüglichen Schritte der staatlichen Stelle; K. Keilhack: Entstehung, Einteilung und geologische Bedeutung der Torfmoore und ihre Beeinflussung durch Meliorationen; E. Krüger: Die Meliorierung der Moore in Preußen, ihre Technik und ihr Einfluß auf die Wasserverhältnisse; Hoffmann-Fallersleben: Die Moore Nordwestdeutschlands in künstlerischer Hinsicht; W. Heering: Über die Notwendigkeit der Schaffung von Moorschutzgebieten in Schleswig-Holstein; J. Mattfeld: Bericht über eine Reise durch Moorgebiete Nordwestdeutschlands; H. Höppner: Bericht über die Moore am linken Niederrhein; W. Wangerin: Die Pflanzenwelt der Moore Ost- und Westpreußens und ihre Gefährdung durch die Kultur; F. Pag: Die Tierwelt der deutschen Moore und ihre Gefährdung durch die Meliorierungen; R. Gradmann: Die Bedeutung der Moorschutzgebiete für die pflanzengeographische Forschung; H. Paul: Vorkommen, Pflanzenwelt, Meliorierung und Erhaltung der bayerischen Moore; A. Ginzberger: Die Moore Österreichs, ihre Verbreitung und Ausdehnung, die Eigentümlichkeiten ihrer Pflanzenwelt, ihre Ausnutzung und Erhaltung. Dazu Aussprachen von: Abromeit, Brauer, Brück, Conwenz, Drude, Engler, Freund, Ginzberger, Gradmann, Herrmann, Kieckbusch, Krüger, Kumm, Mielke, Paetzelmann, Panten, Paul, Pag, Preuß, Sallet, Wangerin, Weber, Wehrhahn, Wetekamp, Winkelmann, Wittmack, Wolf. 2 Anlagen für Literatur. Am Schluß die Denkschrift. E. G.

Großer Findling. Wir berichteten unlängst (1916 S. 44) über einen Riesenblock bei Friedland. Ein noch größerer ist nahe der Südgrenze des Verbreitungsgebietes der Geschiebe, auf der Feldmark Hahnenkamp, Kreis Minden, aufgetreten (Niedersachsen 1915 S. 85). Es ist ein Granit von 10 Meter Länge, 7 Meter Breite und 3 Meter Höhe, der auf ein Gewicht von 7000 Zentnern geschätzt wird. Er soll als Denkmal Verwendung finden.

Eine Kassensteuer, wie sie bereits in mehreren Städten Sachsens erhoben wird, soll auch in Guben eingeführt werden, da die Singvögel in dieser schönen Gartenstadt schon fast ganz verschwunden sind. Die Steuer von je 10 Mk. wird etwa 10 000 Mk. einbringen. (Blätter f. Naturschutz, II, S. 26.)

Verschiedene Ansichten über Adlerabschuß. In verschiedenen norddeutschen Blättern fand sich kürzlich die Mitteilung, daß ein Gutsjäger in Mecklenburg einen starken Seeadler von 2,40 Meter Flugweite geschossen habe. Natürlich wurde diese Tat in den Zeitungen wieder als selteres Jagdglück gefeiert. Wie jedoch von einschlägiger Seite über den Fall geurteilt wird, zeigt das nachstehende „Eingefandt“ aus der „Mecklenburger Warte“ vom 22. August 1915: „— Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß sich immer noch Leute finden, denen es Spaß macht, harmlose Seeadler auszurotten; eine Helikontat ist das gewiß nicht, und der glückliche Schütze täte wirklich besser, seinen „Meisterschuß“ nicht noch in der Zeitung breitzutreten, denn Bewunderung wird er damit zweifellos nicht erregen, wenigstens bei denen nicht, die Sinn für Natur haben. Mit der Zeit wird das in Mecklenburg schon teilweise bestehende Abschußverbot von Adlern hoffentlich auch auf das Gebiet der Ritterschaft ausgedehnt werden, denn anders wird man der Zerstörungswut kaum wirksam begegnen können.“

Erhaltung einer Wassermühle. Der Landesverein Pommern des Bundes Heimatschutz erläßt einen Aufruf zur Erhaltung des Mühlenwerkes der Kehrberger Mühle (Kreis Greifenhagen). Es gibt wohl kein Gewerbe, an das sich die Volkspoesie so angeschlossen hat, wie das des Wassermüllers, und der Zukunft steht, wo doch einige Mühlen dem unabwendbaren Verderben noch entgangen sind, wenigstens einige zu erhalten, ist sicherlich eine sehr schöne Aufgabe des Heimatbundes. Die Kehrberger Mühle ist ein wegen seiner landschaftlichen Lage und einer Fülle volkstümlicher Traditionen weithin bekanntes Bauwerk; es ist seinem Berufe entfremdet und dient als Forsthaus, aber der

Mühlenteich und auch noch die Trümmer von Rad und Balken sind vorhanden, und das Ganze kann ohne großen Aufwand wieder instand gesetzt werden. — Wo haben wir in Mecklenburg noch alte Wassermühlen, und liegt vielleicht auch hier die Gelegenheit zum Eingreifen des Heimatbundes vor? Mitteilung aus unserem Mitgliederkreise wäre sehr erwünscht.

B3.

Für die Erhaltung und Uenanlage von Trinkbrunnen tritt Regierungspräsident Dr. Kruse in Düsseldorf in einem trefflichen Erlaß ein, der allgemeine Beachtung verdient. Er lautet:

„Ungefähr von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab läßt sich verfolgen, wie in der Brunnenkunst mit allen Überlieferungen gebrochen wird. Hier werden alte Brunnen als Verkehrshindernisse beseitigt, dort hält man sie nach Einführung der Hauswasserleitungen für entbehrlich, ja man geht sogar dazu über, durch ihre Entfernung die Verzinzung der letzteren zu erzwingen. Allmählich wird so der Öffentlichkeit jede freie Trinkgelegenheit entzogen.

Im Interesse der Allgemeinheit ist dies lebhaft zu bedauern. Tausende zwingt ihr Beruf zum Leben auf der Straße; diesen, dem spielenden Kindervolk, den Wanderern, nicht zu vergessen der Tierwelt, sollte man die Möglichkeit eines Labetrunks nicht versagen. Auch sprechen geschichtliche und künstlerische Gründe gegen die Beseitigung schöner alter Trinkbrunnen, die oft dem ganzen Stadtbilde den Charakter gaben und deren Einfluß auf die Gestaltung der Plaanlagen man noch heute in süddeutschen und schweizerischen Städten bewundern kann. Wenn hygienische Gründe nicht dagegen sprechen, kann daher die Erhaltung dieser Denkmäler aus vergangenen Zeiten nicht warm genug empfohlen werden. Fast durchweg haben sie eine künstlerisch befriedigende Ausbildung und bieten Trinkgelegenheit für jedermann. Im Gegensatz dazu stellen die Monumentalbrunnen des 19. Jahrhunderts, deren Kunstwert hier außer acht gelassen werden soll. Ihre Errichtung erfordert meistens große Summen, noch größere ihre Versorgung mit Wasser. Als Außbrunnen haben sie jedoch wenig Zweck, weil sie bloß der Luftkühlung dienen und nur den Vögeln Wasser geben, den Menschen, Pferden und Hunden aber nicht.

In letzter Zeit ist man wieder dazu übergegangen, neue Brunnen zu schaffen, die allen Anforderungen der modernen Hygiene entsprechen, keine unnötige Wasserverschwendung treiben, das Straßenbild beleben und vor allem wieder Gelegenheit zum Trinken bieten. Diese Uenanlagen auf moderner Grundlage an möglichst vielen geeigneten Stellen zur Ausführung zu bringen, erscheint dringend erwünscht. Dem Städter, dem immer mehr von der Natur entzogen wird, wird damit oft wieder ein Stück Natur mitten in der Stadt gegeben, dem Kinde wieder ein Stück Heimatgefühl, wie es der alte Brunnen in so reichem Maße ergoz. Auch für viele Fragen des Volkswohls ist die Brunnenfrage von erheblicher Bedeutung. Stiftungen für viele einfache Trinkbrunnen sind jedenfalls Stiftungen für oft zwecklose Monumentalbrunnen vorzuziehen.

Bei den Ihnen untergeordneten Behörden ersuche ich auf Erhaltung der alten Brunnen und auf Schaffung von Uenanlagen nach Möglichkeit hinzuwirken.“

Flußsagen aus dem mecklenburg-pommerschen Grenzgebiete. In der Zeitschrift „Pommersche Heimat“ Jahrgang 4, 1915, Nr. 10 gibt Prof. Dr. A. Haas eine schöne Sammlung von Flußsagen, von denen einige auch auf unseren Boden hinüberspielen. Nr. 1. der Sägenstrom fordert sein Opfer. Der Unterlauf der Rednitz heißt Sägenstrom, was vom Volke als Sägenstrom gedeutet und mit der Unsicherheit seiner Eisverhältnisse in Zusammenhang gebracht wird. Tritt ein Unglücksfall ein, so pflegen die Leute zu sagen: „Ja, dat hewwen wi vörher wüßt, denn von'n Sägenstrom he't all de letzten Abende ümmer raupen!“ Nr. 2. Vertiefung der Trebel. Das Trebeltal, ursprünglich das eines kleinen Baches, ist von Riefen künstlich vertieft. Nr. 3. Entstehung des Landgrabens. Auch der Landgraben, ein die Landesgrenze bildender Kanal zwischen Peene und Tollense, ist vom Teufel durch Auspflügen vertieft, wobei er statt der Stiere seine Großmutter vorspannte. Nr. 5. Warum die Tollense vor Weihnachten nicht zufriert. Am Weihnachtstage machen Fischer aus Neubrandenburg in der zugefrorenen Tollense einen reichen Fang und fischen weiter, auch als die Glocken läuten. Da tritt ein hoher ernster Mann zu ihnen und verkündet, daß, damit das Christfest nicht wieder entheiligt werde, die Tollense nie wieder vor Weihnachten Eis tragen solle.

B3.

Erhaltung heimatlicher Flurnamen. Das preussische Landwirtschaftsministerium hat eine dankenswerte Anregung auf dem Gebiet der Heimatpflege gegeben, indem es auf die Erhaltung der alten, im Volksmunde gebräuchlichen Flurnamen hinzuwirken sucht. Zu diesem Zwecke sind Generalkommission und Ansiedlungskommission angewiesen worden, ihren Vermessungsbeamten bei den Katasterarbeiten die alten Flurnamen in weitestem Umfange zur Berücksichtigung zu empfehlen. Die mit der Vermessung der Feldmarken und Fluren beschäftigten Beamten werden also in Zukunft nicht nur zu prüfen haben, ob die in den Katasterkarten und -büchern angegebenen Zeichnungen bei Ansiedlungsverfahren usw. in neuen Karten und Akten zu erhalten sind, weil sie unter den Beteiligten gebräuchlich sind, sondern auch ob ihre Schreibweise heute noch sinntentsprechend ist. Es wird ihnen auch obliegen, festzustellen, ob nicht noch etwa andere Namen für weitere Teile der Feldmarken im Volke leben, für die keine Katasterunterlagen vorhanden sind. In einer Notiz der „Hamburger Nachrichten“ werden als Beispiel folgende Flurnamen angeführt: Weddel, Bramkamp, Grenersberg, Dieth, Dohkuhl, Nordborn, Quickborn, Bredenhop, Presterkoppel, Papenholtz, Paperknüll, Deepengrund, Lake, Kibizmoor, Reit usw.

Mahnruf zur Erhaltung wertvoller Erbstücke in der Manöverzeit. Es ist heute nun einmal Mode, alten bäuerlichen Hausrat zu sammeln, und so sucht denn so ziemlich jeder, der Gelegenheit dazu hat, durch viele schöne Worte und wenig Geld die Bauern zur Hergabe der alten Zinn- und Porzellansachen, Truhen usw. zu bewegen, auch wenn er gar kein tieferes Verständnis dafür hat. Sie müssen dann daheim mit den Photographien auf Perlmuttermuscheln und anderen (bekanntlich meist geschmacklosen) Reiseandenken und Nippsachen die Wohnung „verzieren“. Der „Sport“ dieses Sammelns ist leider auch militärischen Kreisen nicht ferngeblieben, und die Manöverzeit gibt nur allzu gute Gelegenheit dazu. Viele Sammler denken sich gar nichts Böses. Man bekommt auf Einwendungen immer zu hören, die Bauern verständen den Kunstwert solcher Gegenstände ja doch nicht zu würdigen, man täte im Interesse der Kunst geradezu ein gutes Werk, wenn man die Sachen in verständnisvollere Pflege brächte usw. Daß der Gebildete hier sich gerade die Aufgabe setzen müßte, als Erzieher zu wirken, daran denkt kaum einer. Von heute auf morgen werden freilich auch Erfolge in dieser Richtung nicht erzielt. Aber wieviel leichter als z. B. die einheimischen Lehrer und Pfarrer würden es gerade Militärpersonen haben, die Landleute dafür zu gewinnen, jene alten Sachen in Ehren zu halten und wieder Freude an ihnen zu haben! Wieviel Gutes könnte gerade der Offizier und der Einjährige im Manöver dadurch bewirken, daß er der ländlichen Bevölkerung etwas davon erzählt, welche Achtung man heute allgemein vor dem Erbe ihrer Väter hat! Eine sehr beachtenswerte allgemeine öffentliche Mahnung in dieser Beziehung hat übrigens der Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau erlassen. Er macht die Bevölkerung darauf aufmerksam, daß der sachverständige Rat des Konservators auch privaten Besitzern von Kunsfsachen in gleichem Maße wie den Behörden unentgeltlich zur Verfügung stehe. Es wird ferner den Besitzern besonders dringlich ans Herz gelegt, sich vor einer Verschleuderung wertvollen Familienbesitzes wie Truhen, Sinngegenstände, alter Bilder, alten Porzellans usw. sorgsam zu hüten. Außerdem sind alle Eigentümer und Verweiser öffentlicher Denkmalswerte, wie Bauwerke, Kunstgegenstände, Kirchengeräte, Ausstattungstücke, geschichtliche Merkwürdigkeiten, von neuem auf die Pflicht aufmerksam gemacht, in allen Fällen die Genehmigung der vorgesetzten Behörde einzuholen, wo es sich um Veräußerung, Vernichtung und Veränderung solcher Denkmalswerte handelt. (Mitteilungen der Heimatschutzstelle.)

Kriegsbriefe eines Feldarztes der Armee Hindenburg von Oberarzt Dr. P. G. Plenz. Gotha 1916. 88 S. Wiederum ein gut mecklenburgisches Heftchen, in dem hier ein Landsmann, Sohn eines Strelitzer Geistlichen, seine Erlebnisse der Öffentlichkeit übergibt, heimisch anmutend in der schlichten Eindringlichkeit seiner Beobachtungen, der ernsten Auffassung des Berufes und des großen Stückes Weltgeschichte, an dem der Schreiber mitzuarbeiten berufen ist, und dem glücklichen Humor, welcher auch über die schwierigsten Lagen hinweghilft und Kraft zum Durchhalten schafft. Zur Charakterisierung mögen die Schlusssätze dienen: „Aller militärischen Weisheit letzter Schluß heißt ja immer: was befohlen, wird gemacht, aller Mecklenburger letzte Weisheit heißt: na, denn helpt dat nich! — Mit dieser Fülle von Lebensweisheit ausgerüstet, soll es mir gleich sein, ob wir am Tsonzo Wache halten, oder ob wir in Graf Kepslerlings düsteschwere baltische Sommernächte untertauchen.“

Lütt Vertellen von Ludwig Kreußer. För de Plattdütsch Gill to Swerin rutgeben von H. K. A. Krüger. Verlag L. Davids, Schwerin. Preis 20 Pf. Kreußer ist als einer der besten Volkschriftsteller bekannt, besonders werden seine plattdeutschen Erzählungen hoch geschätzt, weil sie das niederdeutsche Volksthum in Ernst und Scherz mit kräftigen Strichen wiedergeben. Da ist es denn ein dankenswertes Unternehmen, daß die Plattdeutsche Gilde einige seiner besten Erzählungen gesammelt und zu billigem Preise herausgegeben hat. Die „Lütt Vertellen“ werden vielen Beifall finden, nicht nur im Lande, sondern vor allem bei unseren Feldgrauen, denn sie sind so recht geeignet, diese die harte Stunde vergessen zu machen und sie in die Heimat zurückzuversetzen.

August Seemann (†). Zu dem Nachruf im vorigen Heft mögen ergänzend einige Proben seiner Dichtung folgen.

Treckfidel.

Min Heimatdörp besöcht ik wedder,
Weer lange Johrn inne Frömm al west,
Un güng dei Strat nu up un nedder
Int olle, lütte, leuwe Nest.

Int oll? — Ae, all dei Strohdäck
swünnen,
Dei kleimten Wänn, dei Holtverband.
Un brallig lüchten in dei Sünnen
Rod Stein un Teigel rin int Land.

Un uk dei stillen irnsten Minschen —
Unrauh leg al in Luft un Blaut,
Un wirrig Wolln un wanken Wünschen —
Dunn grep ick wedder nah den Haut.

Un as ick langsam tröck dei Straten —
Dei Abend stünn al hinnern Holt —,
Wör mi ein liser Schudder faten.
Dei Nebel steg so suchst un kolt.

Dor wör mit 'n mal 'n Treckfidel spelen
Mit achter bi ein Buernhus.
Un von dei Seel sölln alle Sälen
Un nürig sög 's den letzten Gruß:

Dat ganze Land sin Daun un Laten,
All, wat dor grot un stark un schön,
Weer as ein Bek dor rinnerlaten
Un lewt un wewte in dei Tön.

Un vör mi stünn min Heimat wedder
In oller Pracht, in oller Macht.
Un Stirnings glummten up mi nedder,
Un ruhig güng ik döörch dei Nacht.

Un holn mi nu uk enge Muren,
Möt staffen mit inn endlos Reih:
Mi kümmt woll nümmer ut dei Uhren
Dei olle einfach Melodei.

Blinn Schuftenmudder.

Tauirst weer s' heil un deil taunicht,
As Gott ehr nahmen dat Ogenlicht.
Gewiß, dei Wirtschaft güng tau Grunn
Un Hus un Hof kem vör dei Hunn,
Wenn sei nich mihr stünn an dei
Sprüß. —

Hüt sitt sei in ehr dreistücht Müh,
Swart Jack un eigenmakten Rod,
Dei bewrig Hand up'n eiken Stock,
Dei Eiß taudrögt as utpreßt Waben,
Jnn Sehntaul 's Winters achtern Aven,
Un 's Sommers vör dei Dör up'n Tritt,
Un horkt up jeden Schall un Schritt,
Wat dor woll gahn un kamen mag,
Un ward nich müd den leiw langen Dag.
Deit mit den Burn herümmerwanken
Dörch Wisch un Feld dei Släg entlanken,
Un mit dei Husfru botten un sörn,
Mit't Mäten Pann un Kätel schörn,
Mit'n Grotknecht Fauderkurn inmeten,
Un Kauh un Pird inschüdden dat Freten.
Weit, wecker Slag möt taumeßt wardn,

Wenn Arwten tau leggen un Runkelkarn,
Un in dei Braukwisch Torf tau steken,
Kantüffel tau hüpen un Flaß tau
breken,

Kluchhenn willn sitten, un Gaus'eier
hicken,

Wenn't Tid is, dei Ausfledder tau flicken,
Dat Middageten an't Für tau setten,
Grot Wäsch tau hollen, tau rullen un
plätten,

Wenn Kükun un Gössel möten tau Stall.
Sei sorgt dorvör, bidenkt dat all.
Sei is dei irst un is de leßt,

Un wenn s' uk nie nich hüt un heßt,
Un wenn s' uk kum mal seggt ein Wurt,
Sei drift doch lis' dei Wirtschaft furt,
Dei s' hier anstött un dor anregt,
As weer ehr Og noch allerweg
Un paß noch hüt up Herr un Knecht
Un segent alls — un so is't recht.
Süht mihr as dei, vel mihre, vel —

Dei kikt mit Ogen — sei mit dei Seel.

Der Heimatbund macht seine Mitglieder auf die in der Hauptversammlung vom 15. Dezember 1916 gegebene Anregung des Herrn Oberhofmarschall von Ranke, Excellenz, aufmerksam. Noch immer liegen zahllose Gegenstände, die für die Geschichte und Volkskunde des Landes von großer Bedeutung sind, unbeachtet und allmählicher Zerstörung preisgegeben in ihrem alten Besitz oder sie werden ohne richtige Bewertung weggegeben, vielfach auch aus dem Lande und gehen der landeskundlichen Betrachtung und der Allgemeinheit verloren. Gerade die gegenwärtige harte Zeit mit ihrem vielfachen Besitzwechsel stellt eine schwere Gefahr für die Erhaltung des Bestandes unserer Landesaltertümer dar. Es ist daher gegeben, jetzt eine Sammeltätigkeit in die Wege zu leiten, und wir richten an unsere Mitglieder die Bitte, zu prüfen, ob sie in ihrem Besitz befindliche Stücke von volkstümlichem Interesse abzugeben imstande sind und in ihrem Kreise dahin zu wirken, daß eine Abgabe stattfindet. Es handelt sich, da ja eine Sammlung der eigentlichen Bauernaltertümer bereits von anderer Seite in Angriff genommen ist, besonders um zwei Gruppen: Gegenstände, die mit der Geschichte unseres Herrscherhauses und des Landes zusammenhängen, darunter auch solche aus dem jetzigen Kriege, und Gegenstände, die für die Kenntnis des bürgerlichen Lebens in weitestem Sinne von Bedeutung sind, also Möbel, Haus-, Handwerks-, Schmuckgeräte usw.

Es ist zurzeit nur Aufgabe, zu sammeln. Wie die zusammenkommenden Stücke dereinst museal gegliedert werden, wird späterer Überlegung vorbehalten bleiben. Jedenfalls aber wird der Anschluß an die bestehenden Sammlungen zu suchen sein und die Lösung durch ein Zusammenarbeiten der berufenen Vertreter der heimischen Sammlungen und der heimischen Volkskunde erfolgen; ein eigenes Heimatbund-Museum zu begründen, ist vom Heimatbunde nicht in Aussicht genommen.

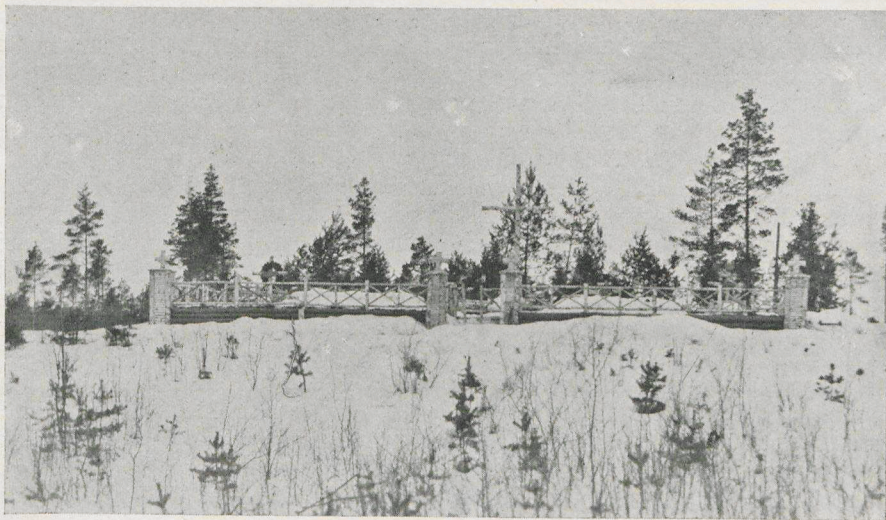
Zur Entgegennahme und vorläufigen Aufbewahrung der zur Verfügung gestellten Gegenstände hat sich Herr Oberhofmarschall von Ranke, Exz., in Schwerin bereit erklärt.

Unter dem Titel „Heimatgrüß“ an uns! Meckelbörger in'n Fell'n von'n Heimatbund Meckelborg, den Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspleg an den Plattdütschen Landverband Meckelborg und Lübeck“ sendet der Heimatbund eine Sammlung volkstümlicher Darstellungen hinaus, welche bestimmt sind, unseren Leuten draußen den Zusammenhang mit der Heimat zu stärken. Die erste Nummer ist zu Weihnachten 1916 erschienen und hat zum Inhalt nach einer kurzen herzlichen Einführung: R. Tarnow, Wihnachtsgrüß; P. Köhn, Heimat und Vaterland; Schröder, Dei „iserne Roland“ in Vellahn; S., To hus in Meckelborg; H. Berg, Altmecklenburgische Heimarbeit; E. Hamann, Trecksidel; E. Geinik, Unsere Felsen; W. Zierow, Tünemann; Kohfeld, Mecklenburgs Kriegsleiden in alter Zeit; R. Wossidlo, Wat sich uns' Volk vertellt.

Das Heftchen ist an alle erreichbaren Mecklenburger im Felde und bei der Marine versandt und hat viel Freude bereitet. Trotz der hohen Auflage (20 000) ist nur ein kleiner Restbestand vorhanden. Soweit dieser reicht, stehen den Mitgliedern des Heimatbundes Exemplare gegen Einsendung von je 20 Pfg. zur Verfügung.

Schriftleitung: Professor Dr. Belk - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. Geinik - Rostock, Geh. Oberbaurat Pries - Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Süttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.



Heldengräber des Landsturmregiments 10 bei Nordeck in Kurland

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

12. Jahrg.

Juli 1917.

№ 2.

Mecklenburg im Felde.

Mecklenburgisches von der Somme-Front.

Eines guten Morgens stehe ich wieder einmal auf meinem Beobachtungsposten an der Landstraße, als ein kleiner Trupp Gefangener, vielleicht ein Duzend, dahergetrollt kommt, eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft; Franzosen, Engländern, Hindus, Gurkas, Senegalneger und andere mehr; eine Blütenlese aller Erdrassen.

Ich rufe mir den einzigen Begleiter heran, einen strammen über sein frisch-rotes Gesicht strahlenden Grenadier, und erkundige mich nach den näheren Umständen dieser gemischten Auswahl feinsten Prachtexemplare.

Wo haben Sie die denn aufgegabelt, verehrter Freund und Kupferstecher?

Jä, dat is ne schnacksche Geschicht, läßt sich in unverfälschtem mecklenburger Dialekt mein Interviewter vernehmen, dat 's nich so licht to vertellen, dorr gehört Tied to.

Ich habe ein Einssehen, lade ihn zu einer Marketender-Zigarre ein, — eine bessere Sorte besitze ich nicht mehr — und lasse die Gesellschaft sich eine

Diertelstunde verpusten; denn einerseits haben sie nichts zu versäumen, sie kommen noch immer früh genug nach Parchim, Soltau, Holzminden oder sonst wohin, andererseits ist meine Neugierde und meine Freude an dem biederen Landsmann erwacht.

Also, nun legg los, oll Jung, wie wir't?

Jä, Herr Wachtmeister, dat keem so: Ick wier dor gistern op Sleichpatrullj up den ollen dämlichen Kanal to und schwemmt dor nu patrullierend in den' groten Dreck herümmer; dor seh ick vör mi achter sonne Ort von Gebüsch wat Buntess heruterkieken. Na, denk ick so bi mi, wat kann dat woll sien, will'n uns mal een beeten ansehen. Ick sliet mi also dichting ranner, als 'nen Indijaner op den Kriegsfoot und dor sitt denn in sonne Kuhl von verdammten Granattrichter de ganze Muschpöck von Hundsstötern up eenen Dutt tosammen und räckelt sick dor und rookt up 'ne Zigarre herümmer und drinkt ut 'ne Buddel. Nicht ut een Buddel, als Se villicht annehmen können; „nich in die Lamäng“, ne jedereen harr sick sien eegen separaten Buddel stahlen und höll sick dat Dings unner de Snut. Wat dat vör 'ne Surt von Kähm west is, kann ick Se nich seggen, dat deht mi leed; ick harr nächsten süßst alle Hänn' vull to dauhn und heb dat ganz vergeten, mal mit de Näß' an den Proppen to rüken.

Na, ick bün jo still, as ne Muus, und kiek mi dit Bild 'nen Strehmel lang mit glupsche Oogen an, denn sonn' Sammelsurium von Apen harr ick mein Dag nich up eenen Hupen sehn.

Dat wier jo, als wenn man Hagenbeck ut Hamburg und den Zoologischen Goren in eenen Pott tosamensmeten und dor de Prachtbierster mang heruter-sammelt harr.

Und wedder göten sei vör miene sichtlichen Oogen eenen achter de Binn un de een mit de roden Büxen sähr to den annern „A Water un Thee“ und proste em an, und sonn' ollen langdarmigen englischen Schlacks antwurde em wedder up Latinsch und nu würren see irst recht gemütlich un de annern säten dorbi und grinsten sick eenen un reten ehr oll swart Muhl bet an de Uhren utenanner.

So, dacht ick dorr in mienen Sinn, nu ist' bald Tied, nu mößt Du sei ierst umzingeln und denn „up em“; na, dat deer ick denn!

Ick sprüng up eens in't Enn; mienen Scheitprügel mit „Bajonett pflanzt auf“ vör den Buuk gehollen und bröllte als 'nen Oß: „I Schapsköpp sid all mien Gefangenen.“

Und da, sagte ick nun zu meinem Helden und klopfte ihm liebevoll auf die Schulter, da haben sie sich wirklich alle ohne weiteres übergeben? Dabei steckte ich ihm noch eine Feld-, Wald- und Wiesen-Zigarre in die Klappe.

Nun, Herr Wachtmeister, datt nu gerar nich, so fett siedelt Sug nicht, so schnell güng dat nu nich to, irst müßt ick noch französisch mit see spräken. Denn dat kann ick nu ook all.

Ick sohrte also up se los, als dunnmals de oll Blücherten bi Waterloo und bößte ut vullen Hals „à bas les armes“, „Hoch die Arme“, und wirklich und warhaftig, see deedent, reckten de Hänn to höcht und kröpen vör mi up de Kneee herümmer, und „dor sünd see“.

Um uns hatte sich allmählich eine stattliche Korona von begeisterten Zuhörern versammelt; mein mecklenburger Freund war der Held des Tages und wurde mit Ovationen, Glückwünschen und Liebesgaben überschüttet. Für die ihm entgangene feindliche „Buddel Kähm“ wurde er nur zu reichlich entschädigt.

Dann triumphierte er weiter und schon beim nächsten Gehöst, vor dem

Feldlazarett, wo Stabsarzt B. das Szepter schwingt und mit seinen Getreuen die Landstraße bewacht, wurde wieder Halt gemacht.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Gesellschaft inzwischen schon in Parchim eingetroffen ist.

Kurlänner Billerwarks.

Min leiw Herr Perfesser,

wat ick seggen wol, wol ick seggen: wenn ick nich wüßt, dat dit hir Kurland wir, dennso künn ick mi denken, dat dat as son Ort Aflegger von Mäkelborg wäsen mößt. Denn kiken S' ens, wahren dauh ick upstunns in Alt-Raden, un dei ganze Scheitünner twischen dor un hier is, dat dat Nest dor achter bi Sei wat



Kirche in Kurland. Nach einer Farbenskizze von F. Bunke.

von Stirnbarger Mäning askriggt un dit hir bi mi nah Schönburg tau liggt. Süß is dat allermeist stiwglik. Süß hewwt wi dor Seewarks mit Bäumen un hier Seewarks mit Barken, hier tonäben anner Gänder, so grot as dat ganz Bückebörger Land un dor Gänder, dei von den Bückeburger Fürsten so ähnlich tosamleggt sünd, hier as dor 'ne kräßige Ritterschaft, hier as dor gollen Feller, lütt Städerwarks, Biller von'n por grot Städer, so ens un glik mit Mäkelborg as Riga un Rostock ore æwersten Lübeck man ümmer sin kœnen.

Tejajija, dat 's all as dat Fedder is.

Wat hewwt wi dunn, as wi dor achter ut Wilna her up Mitau los kemen, för Ogen makt! Dat segg man mal ein! Dor to Wilna — na, ick segg man,

as dat is, æwersten. Dor rekt uns Asien heil steinpöttig dei Pot hen. In Mitau æwer gew uns oll Hansenort truhartig dei Hand, un üm Däker un Torns rüm wäwt dei Maan, dei dünn jüst dat irst Frühjohrsgrün up Irden updükern sehgt, soväl Dromwarks von Heimat wägen, dat einen ganz annershaftig to Sinn wör.

Na, dat is jo nu ok all wedder so lang her. Dor sünd Sommer, Harst un Winter un noch wat mihr æwer hen gahn, Kriegslarm un Frädensgedanken un wat weit ick all süß noch. Un wi sitten noch ümmer hier. Wolang noch? —

Kurland is wat Schöns. Sacht nich so klor för den Mittel-, den Oberdütschen as jüst för uns; denn för „dei annern“ is dit Land mit dat wat igal Bild: wid Kimming, Bonetröppels mang, 'n Bäk, 'n See bian, just woll nich „interessant“ naug. Uns is dei Intressantigkeit mihr Pipenhagen; dorför kann ein sick, tomal upstunns, keinen Gausbraden anschaffen. Wi laben uns dat still Lüchten æwert wide Land hen. Un dat is hier nich to knapp to Hus.



Schloß Groß-Platon in Kurland.

Kurland is, as Mäkelborg, up Ackerbu un Veihucht instellt, dat anner Iöppt man jüst so bi lang.

Eddelmannshaw giwwt dat hier — alabonnör! Dat seggt man so: stah! Sünd Palehs mang, wenn wi dor ein von harrn, dennso harrt wi nich slecht löst.

Dat 's allermeist so. „Klassizismus“ is dat. Denken S' sick dat nig Regierungs-Buwark dor in Swerin ganz witt anpinselt un denn in'n Herrschafts-goren rinstellt; up dei Ort verstaht wi uns so ungefähr richtig.

Upbugt hett, glöw ick, tämlich väl von des' Ort Herrschaftshüser dei Bu-meister Haberland, dei so gegen dat En'n von't achteinst Johrhunnert to Riga bigäng wir; kann ok sin, dat em anner hulpen hewwt. Up jeden Fall stammt väl so ähnlich Hüser, ünner annern Ebelshof bi Riga, von Haberland her.

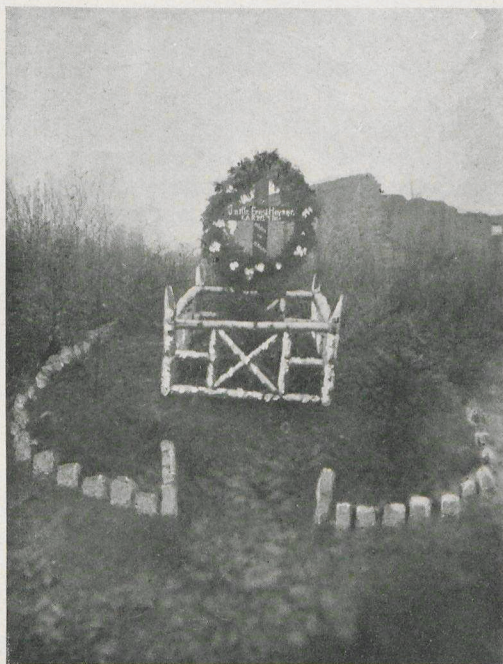
Meist witt anmalt sünd
ok dei Kirchen hiertolann'n.
Kamen einen von wägen Stilen
und sowat ok heil norddütsch
vör. Ick heww mi dorvon
mal so ein ore dei anner rut-
grawwelt und wat neger bi-
kaken. Müdlich, heil müdlich!
segg ick doruphen.

Man, Dörper dröppt ein
hier blot wat sprangwis'; dei
Grotburn as dei Kaeters liggen
mihr för sück, up ehr Hauw
einerwärts rutbugt. Sünd
„Setten!“ Hewwt 'n Sprak an
sick, dei dei Russ' jüst so wenig
versteiht as wi ok. Is 'n still
Ort! Hett dat æwer sacht
achter dei Uhren. — Wer sallt
all weiten!

Na, willst ehr denn man
susen laten.

Mit 'n heil schön Gräutnis
Ehr

O. Welzien.



Grab eines Artillerieunteroffiziers
bei Olai in Kurland.

In'n Unnerstand, d. 23. 12. 16.

Min leiw Herr Professor!

Äben föllt mi de lütt Schrift „Heimatgrüß an uns' Meckelbörger in'n
Felln“ in de Hand, un dor ick ok Meckelbörger bün, un twors ut Marlow, Sei
kenn'n doch de Borenstäker, Herr Professor, bürtig, so laten's mi den'n Heimat-
bund minen besten Dank utspräken vör de Freud', de Se de leiwten Landslied makt
hewwen. Wat in de lütt Schrift enthollen is, kümmt von 'Harten ungeiht
tau Harten. Dat is, as wenn ne true Hand ut de leiw Heimat uns
baden ward, un wi seihn, dat tau Hus noch an uns dacht ward un ok anerkennt
ward, wat wi hier dauhn. Veel schöne Wünsch un Anrängung'n sünd in de lütt
Schrift enthollen, gew Gott, dat sei wohr werden.

Je, Herr Professor, mit de Tiersprak, dats so'n Sak hier in Frankriek.
Wi Meckelbörger verstahn sei hier beter as de Minschen. Dat heit, wi hewwen
hier ok weck Meckelbörger, de französich könn', dei glöw ick, verstahn æwer wedder
de französich'n Tiere nich. Hahn, Kauh un Zäg räden hier in de leiw Christnacht
ganz genau so as bi uns au Hus. Äwerhaupt dat ganze Deih'tüg be-
nimm't sück hier in Frankriek gegen uns Dütschen netter as
Briand, de noch nich Släg naug hett un absolut nicks von
Fräden weiten will. Also mit annern Würden: Hier is dat Deih'tüg up-
stuns vernünftiger as de Minschen. Har dat nie nich glöwt, æwer wohr ist, denn
wenn sück de Franzosen mit uns verdrägen deden, könn' wi hier
lāben as Bull in ne Wisch.

Blot mit de **Lus**, de **Lus**, Herr Professor, süll dei uns ok denn Krieg erklärt hewwen? Wenn Sei tausfällig mal na Berlin kamen, Herr Professor, gahns doch mal eins bi't Kriegsministerium vör und fragens doch mal, ob dei Lüs' uns ok den'n Krieg erklärt hewwen. Ik heww mi upstuns sön Ort anschafft, dat möten Ingelsch sin, dei krabbeln allerwegen bi mi üm her, ohne sick üm neutrale Zonen tau kümmern un sünd ümmer dor, wo sei nicks tausäuken hewwen, as taum Bispill in Griechenland. Un dat schlimmst is, man krieget dei lütt Ort Ingländer nich unner de „Huurnbrück“. Also mit dei Lüs können wi uns nich verdrägen. Leider kann ik dat Thema nich wieder utdähnen.

Von ganzen Harten wünsch ik: „Gott erholl Sei noch veele Johr, Sei un ehren gollen Humor!“

Fröhlich Wiñachten!

Prost Nijohr!

Un besten Dank

Sergeant Waterstrat. 4/89.

Lehter Brief des Grenadiers August Hecht aus Brunow an seine Frau.

Geschrieben 31. Mai 1916.

Liebe Frau!

Wie ich im lehten Brief schon geschriben habe, sollten wir aus unserer Ruhestellung, die 4 Kilometer hinter der vordersten Stellung ist, und wo wir 4 Tage gelegen haben, gestern abend wieder nach vorne, ist aber 1 Tag aufgeschoben und werden heute nacht vorrücken. Ich benutze daher die Gelegenheit, mich noch bischen mit dir zu unterhalten. Wir liegen hier in einem herrlichen Laubwald, Vögel singen, nur die schweren Granaten, die der Franzmann uns herüberschickt, stören uns öfters. Jezt möchte ich erst mal fragen, wie es meinen lieben Kleinen noch alle geht? Sind sie noch alle gesund? Und wie ist mit dem Lernen? Ich möchte mal wünschen, daß jeder einen kleinen Zettel mit im Brief legt, wo er eine Rechenaufgabe und etwas drauf schreibt, damit ich mal ihre Kentnisse sehe. Liebe Frau, wenn man sonst in diesem Mordtrubel an solche Kleinigkeiten nicht viel denken kann, so vertieft man sich in den Ruhestunden um so mehr in die Heimatsgedanken, und man denkt an jede Kleinigkeit. Und es mag ganz gut sein, daß man dies nervenaufreibende Treiben für kurze Zeit vergißt. Kann Emmy den Weg nach Brunow mit dem Tornister auch machen? Mußt ihr wohl jeden Tag ein Ei kochen, damit sie kräftiger wird, denn jetzt ist sie in den Jahren, wo sie noch kräftiger werden kann und es wird billiger als Arznei. Wie Du weißt, halte ich auf kräftige Kost viel, damit hält man sich den Arzt von der Tür. Wie ist es mit Otto, gehorcht er auch immer gut? und daß er nicht denkt, schon selbständig alles besser zu wissen, dafür mußt Du aufpassen; denn es ist später schwer wieder rauszubringen. Also nicht weich werden, immer strenge durchhalten, wenn es nötig ist, sonst ist eine liebevolle Behandlung mit mehr Erfolg gekrönt, denn wenn ich mich an meine Jugendjahre erinnere, so muß ich sagen, daß bei guten Worten und guter Behandlung mehr Lust zu allem hatte und auch mehr geschafft habe, als bei schlechten, anfahrenden Worten.

Dann nach verschiedenen wirtschaftlichen Ratschlägen fährt er fort: Liebe Frau, ich habe hier nur meine Ansichten ausgesprochen, die Du mit zur Richtschnur nehmen kannst, sonst überlasse ich alles Dir, wie Du es einiehst, da ich weiß, daß

ich mich auf meine liebe tapfere Frau verlassen kann. Wir haben es schwer, und Ihr in der Heimat habt es auch schwer, das weiß jeder hier im Felde. Wollen hoffen, daß bald Schluß ist mit dem Krieg und wir uns in der Heimat wieder umarmen können.

Aus „Gemeindeblatt für die Pfarrgemeinde Brunow“ 1916 Nr. 4.

Russisch-Polen, den 18. Januar 1915.

Werter Herr Landrichter!

Vielen herzlichen Dank für das Paketchen, welches Sie mir sandten. Meine Freude war sehr groß, besonders, da es ganz unvermutet kam. Viel habe ich mich auch zu dem kleinen Büchlein gefreut und wäre ich Ihnen für Übersendung eines neuen Testaments sehr dankbar. Es kommen doch hin und wieder (wenn auch sehr selten) Stunden, wo man sich trüben Gedanken hingibt. Da habe ich dann mein Feldgesangbuch genommen, einige Zeit drin gelesen, und der fröhliche Mut war bald wieder da. Wir wollen den lieben Gott bitten, daß dieser Krieg doch bald zu Ende ist, aber, eine gute Lehre ist er doch für uns Deutschen. Schon mancher, der nie mehr an seinen Vater im Himmel gedacht hat, hat ihn hier im Angesicht der steten Gefahr wiedergefunden und im stillen Gebet seine Hände gefaltet. Sehr erhebend sind die Feldgottesdienste, meistens finden sie unter freiem Himmel statt. Besonders feierlich war der Feldgottesdienst am 24. Dezember. Da uns bekannt geworden war, daß die Russen an diesem Tage einen allgemeinen Angriff planten, rückten wir gegen Mittag ab aus unserer Unterkunft. Gegen 3 Uhr nachmittags kam uns der Divisionsprediger entgegen geritten. Wir marschierten auf einen aufgeweichten Acker auf und saßen ab. Der Prediger blieb zu Pferde, ritt in die Mitte des Regiments und hielt dann eine kurze, zu Herzen gehende Weihnachtspredigt. So manche Träne ist wohl die Backen hinabgerollt. Unsere Musik war der Kanonendonner. Nach einem kurzen Aufenthalt gings dann wieder fröhlichen Mutes weiter. Das ganze Regiment stand dann die Nacht in Bereitschaftstellung. Und richtig, gegen 11 Uhr nachts begann der Angriff, aber wir waren auf der Wacht und haben die Russen mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Da ich zum Stabe gehöre, war ich während der Schlacht unter Dach, und zwar in einer verlassenen Apotheke. Ich habe mir dort einen kleinen Tannenzweig, welchen mir meine Braut gesandt hatte, angezündet und habe dann beim Kerzenschimmer der Lieben in der Heimat gedacht. Das war meine Weihnachtsfeier. —

Da ich, wie Sie schrieben, noch einen Wunsch aussprechen darf, bitte ich um Übersendung einiger Lichter. Das ist hier ein seltener Artikel.

Indem ich Ihnen im neuen Jahre alles Gute und Beste wünsche
verbleibe ich Ihr

gehorsamster
F. H.

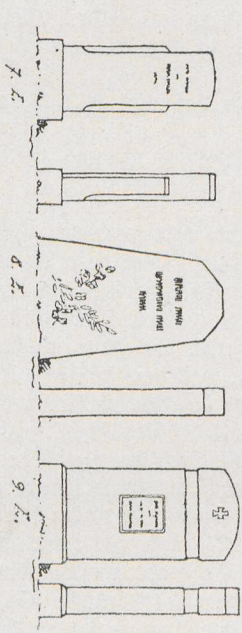
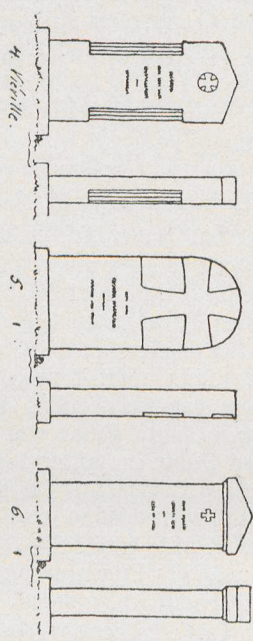
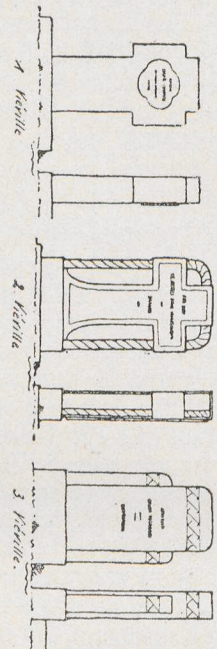
(Sergeant bei den Dragonern.)

Gedanken über Friedhof und Grabdenkmal.¹⁾

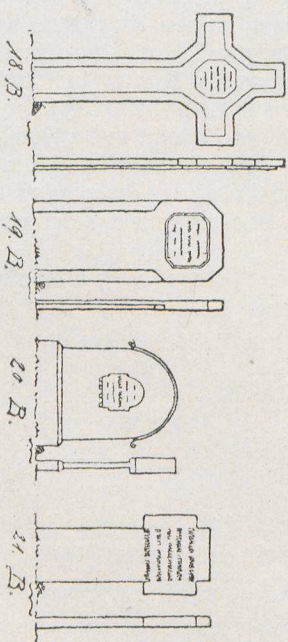
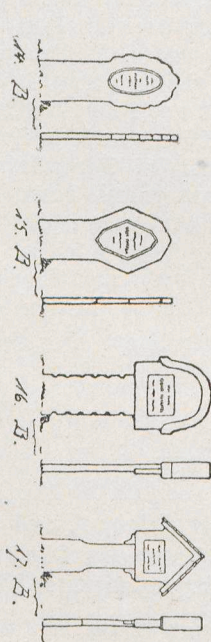
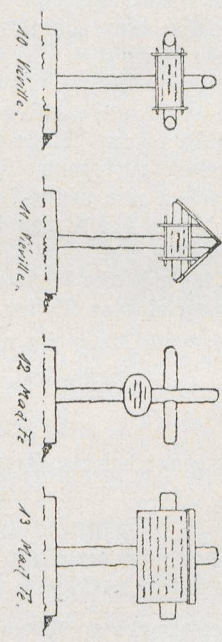
Bringt mich der Zufall, Beruf oder Dienst in ein Dorf, eine Stadt, die ich noch nicht kenne, so sehe ich mir gern die Friedhöfe an. Die ganze Anlage, die Be-

¹⁾ Abdruck aus Feldnummer 10 des 3. Jahrganges von „Im Schützengraben, Wochenschau der 54. Infanteriedivision“ vom 11. März 1917.

Zeigerte in Stein.



Zeigerte in Holz.



handlung der einzelnen Gräber, die Denkmäler und andere Kunstbauten geben den Gedanken dann meist eine bestimmte Richtung auf Art und Wesen der Menschen, die hier wohnen, die hier ihren Toten die Ruhestatt geben.

Zum Beispiel: es liegt ein Friedhof am Rande einer Vorstadt mit einer kalten, kahlen Mauer umgeben, mit Bäumchen in unverständener Gruppierung bepflanzt und mit Grabsteinen nach dem Musterbuch des Steinmetzmeisters bedeckt. Die ganze Fläche ist eingeebnet, man kann über keine Stufe fallen. Eine Kapelle, deren Erbauer überzeugt war, daß Spitzbogen gleich Gotik ist, führt hier ein seelenloses Dasein. Die Väter der Stadt wählten diesen Platz, weil der Eigentümer des damaligen Ackerstücks den geringsten Preis forderte.

Solche Friedhöfe können wir in deutschen Länden sehen, mich friert unwillkürlich bei ihrem Anblick. Meist aber — und darüber wollen wir uns freuen — sind Anlagen geschaffen, die dem tiefen Gemüt des Deutschen mehr entsprechen, die schon beim Betreten andächtig stimmen und die Seele sich sammeln lassen zum Gebet. Busch und Baum kamen zu ihrem Recht, der Boden wurde nicht zum Präsentierteller eingeebnet, und ein guter Geschmack leitete die Wahl der meisten Gedenksteine, den Schmuck des Einzelgrabes. Das zeigt uns manch stiller Gottesacker, wo die Dorfkirche sich an eine alte Linde schmiegt und über den Schlummernden wacht, wo Trauereschen ihr langes dünnes Gezweige schützend breiten.

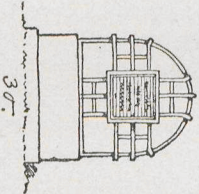
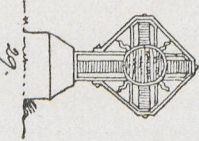
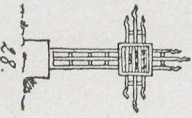
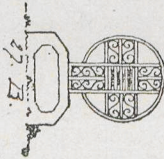
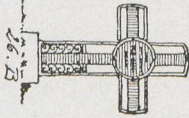
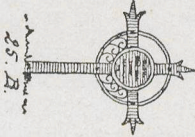
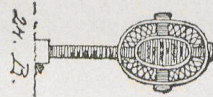
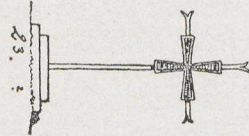
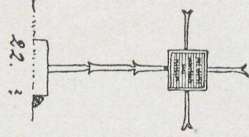
Auch die Städte schaffen sich, wenn Neuanlagen nötig werden, heute draußen vor ihren Toren fernab vom Lärm der Straße einen Park der Ruhe und des Friedens, wo in Buschnissen, oft ganz versteckt, eine Familie ihr Erbbegräbnis hat; wo in kleinen Gruppen zusammengefaßt, von Baum und Strauch umrahmt, Grab an Grab sich reiht, wo nichts sich aufdrängt als ein weihedvolles Erschauern. Je inniger Natur und Kunst zusammengehen, um jedem eine stumme Zwiesprache mit dem Abgeschiedenen, ein Gebet zum Herrn über Leben und Tod zu ermöglichen, ungesehen von andern Besuchern des Friedhofs, um so besser wird die Aufgabe gelöst sein.

Ein einheitlicher Gedanke gibt dem Ganzen die Richtung, im einzelnen bleibt Spielraum genug. So wurde uns in neuerer Zeit Deutschlands größter Friedhof, der Ohlsdorfer bei Hamburg, vorbildlich. Ähnlich hat München seinen Südfriedhof angelegt. Andere Städte nahmen diese Gedanken auf, in den letzten Jahren vorm Kriege auch Rostock. Die Grundlagen für solche Friedhofsbauten sind nun wohl Allgemeingut geworden, und doch sollte sich nicht jeder Bürgervertreter zu abschließendem Urteil berufen fühlen für sein Städtchen in der Heimat, nicht jeder Ortskommandant für seinen Bezirk im Felde; Denkmals- und Gartenbaukunst, ein tiefes Empfinden für die Schönheiten der Natur, ein geläuterter Geschmack, die Kenntnis der religiösen Zeremonien und sanitären Einrichtungen, Wegebau und Verkehrstechnik: es kommt manches zusammen und alles soll harmonieren. Die Absicht ist in jedem Falle klar: man möchte gern einen schönen Friedhof haben; und schön kann er nur sein, wenn sein Wesen sich deckt mit seiner Erscheinung.

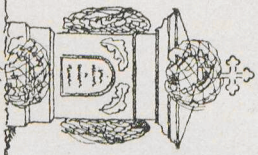
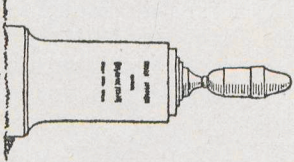
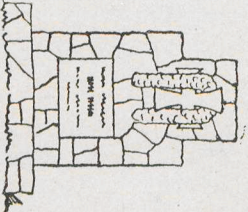
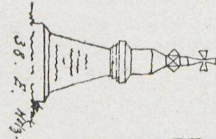
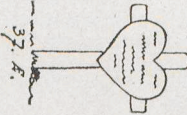
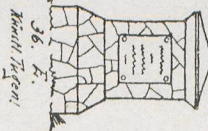
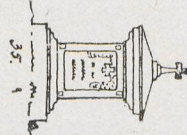
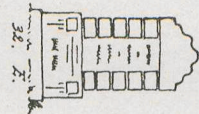
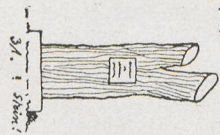
Wie Brauch, Sitte und Religion bei den Völkern verschieden sind, so haben ihre Friedhöfe voneinander abweichenden Charakter.

Der Russe schmückt seine zwiebelturmgekrönte Friedhofskapelle sehr reich, sein Grab meist einfach, und das hohe dünne Holzkreuz mit dem doppelten Querarm, bis zu 5 und 6 Meter hoch, richtet vom Staube des Toten den Blick zum Allmächtigen.

Beispiele in Schmiedeeisen



Gegenbeispiele in Stein mit Holz.



Der Italiener, umgeben von Jahrtausend alter Denkmalskunst und im Besitz reichlichen Marmors, schafft sich prunkvolle Grabbauten, oft von großer Schönheit im einzelnen, aber kalt für unser Auge, weil zu viel Stein, zu wenig Grün, zu wenig Natur. — Gab die Landschaft aber einmal den großen Hintergrund mit ihrem Gebirgscharakter, mit Olivenhain und dunklen Zypressen, dann können wir uns andächtiger Regungen nicht erwehren. So bleibt unvergeßlich jedem, der ihn sah, der Campo santo bei Genua, dieser schönste der italienischen Friedhöfe.

Auch des Franzosen Friedhofskunst ist nicht nach unserem Geschmack. Schon das überhäufte Behängen der Gedenksteine und Kreuze mit Drahtkränzen, das wir überall sehen (vgl. Bild Nr. 41), bringt eine Wirrnis in die Reihen der Gräber, die nach unsern Begriffen ein pietätvolles Nachempfinden ausschließt. Durchweg sehen wir auch hier zu viel Stein und Metall, zu wenig Busch und Baum.

Der Anlage von Soldatenfriedhöfen ist an allen Fronten jetzt eingehende Beachtung geschenkt worden. Oft ist es kundiger, fein fühlender Hand geglückt, mit den einfachen Mitteln, die im Felde zur Verfügung stehen, schöne Anlagen erstehen zu lassen. Solch schlichter, eindrucksvoller Friedhof liegt hier in unserm Divisionsbereich bei B. An einen buschbestandenen Hang schmiegt er sich an. Man merkt, daß wohl überlegt wurde, welcher Busch, welcher Strauch stehen bleiben oder abgeschlagen werden mußte, um den Steigen, Treppen und Gräbern Raum zu geben. Getrennt und doch ineinander übergehend sind hier die Gräber zu kleineren Gruppen zusammengefaßt an den natürlich sich ergebenden Terrassen. Jede Gruppe hat ihren besonderen Stil. Von fern gleichen sich die Kreuze und Denktafeln innerhalb der einzelnen Gruppen. Blickt man aber näher hin, so sind sie doch alle wieder in sich verschieden. Mit großer Liebe und sehr gutem Geschmack ist hier gearbeitet worden.

Hierbei einige Worte über das Grabdenkmal auf unsern Soldatenfriedhöfen, die die Bilder aus meinem Skizzenbuch ergänzen mögen. Die erste Frage betrifft immer die Wahl des Materials. Nehmen wir, wenn es irgend zu haben ist, einen wetterbeständigen Stein. Bei Holzkreuzen oder Tafeln soll wenigstens die Schrifttafel aus Eichenholz sein, wenn dies für das Ganze nicht zu beschaffen ist. Schmiedeeisen ist so gut wie Stein, will aber einen reichlichen Anstrich haben, um nicht zu rosten. Die Schrift lieber klar und einfach einmeißeln, einschneiden oder einbrennen als mit reichen Buchstaben aufmalen. Gegen das, was wir Geschmack nennen, ist viel gesündigt worden bei der Formgebung der Denkmäler. Vor allem dürfen wir dabei nicht lügen. Wir dürfen dem Denkstein, der aufgemauert und verputzt ist, nicht durch künstliche Fugen und Quaderung den Anschein geben, als wäre er aus Werkstein gebaut (vgl. Nr. 32, 36 und 39). Wir dürfen keinen Baumstamm in Stein nachbilden (Nr. 31), dürfen dem Holz keinen Steincharakter geben (Nr. 38). In der Regel wirkt das Denkmal um so schöner, je einfacher bei den kleinen Verhältnissen seine Form und Linienführung ist und je mehr wir materialgerecht bleiben. Die Skizzen, die in Beispiel und Gegenbeispiel zusammengefaßt sind und fast alle aus hiesiger Gegend stammen, werden dies leicht veranschaulichen.

Unsern Gefallenen möchten wir ihre Gräber so schön machen, wie wir es vermögen. Das ist eines jeden Wunsch. Die Schönheit liegt aber nicht in reicher Formgestaltung und nicht in einer Anhäufung von Motiven (eisernes Kreuz, Eichen- und Lorbeerzweige, Kränze, Fahnen, reiche Bemalung und zierliche

Schrift), sondern in der schlichten, rhytmisch abgestimmten Linienführung, in der richtigen Behandlung des Materials und in dem unaufdringlichen Hineinpassen in die Umgebung.

Pries (A.).

Knigge im feindlichen Graben.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Dem Regiment die sechste drang
Im Sturme vor, und es gelang.
Es fehlte diesem grimmen Streite
Nicht eine heit're Gegenseite.
Drum leihe mir mal kurz dein Ohr,
Ich trag dir schnell die Sache vor:

Der eine Zug mit Leutnant Q.
Ist drüben angelangt im Nu;
Und dort im Graben ungesäumt
Wird mecklenburgisch aufgeräumt.
Dem Leutnant Z., dem Pionier,
Macht's offensichtlich auch Plaisier.
Flugs kommt er drüben angerannt;
Dem Q. ist dieses unbekannt.
Der eine trifft sich nun beim Wandern
In Feindes Graben mit dem andern.
Q. staunt: „ein deutscher Offizier??
Doch einzig; was machst du denn hier?“
Dieweil ihm jener unbekannt,
Legt er die Hand an Helmes Rand:
„Äh, Leutnant Q.“ — „Äh, Leutnant Z.“
„So, so, sehr angenehm, sehr nett.“ —
Und neben ihnen blutigrot
Hockt auf dem Grabenrand der Tod. —
Wie oft im Kriege überraschen
Uns Gegensätze, die sich haschen!
Was will bei Krach und Pulverdampf
Der Knigge da im Grabenkampf??
Der deutsche Leutnant, merk's, mein Sohn,
Erfasst halt jede Situation.

Pries (A.).

Aus „Im Schützengraben“, Wochenschau der 54. Division, Feldnummer 10,
11. März 1917.



Heldenhaine.

Der Gedanke an eine würdige Ehrung unserer im Weltkrieg gefallenen Helden beschäftigt weite Kreise, und man ist bemüht, nicht nur das einzelne Kriegergrab oder die Massengrabsstätte den Verhältnissen nach angemessen künstlerisch zu gestalten, sondern auch rechtzeitig vorzusorgen, daß die allgemeinen Erinnerungsdenkmale, die rein sachlichen und die persönlichen, Gedenktafeln,

Ehrenmale usw. in ihrem künstlerischen Werte auf der Höhe ihrer Bedeutung stehen mögen. In all diese Bestrebungen mischt sich eine gewisse Sorge, die als Unterton durch die Vorschläge hindurchtönt: die Befürchtung, daß noch einmal über unser Volk der Denkmälertaumel kommen möchte, der unser deutsches Vaterland in allen seinen Gauen nach dem Kriege 1870/71 mit „Kriegerdenkmälern“ übersät hat, unter denen nur ein verschwindend geringer Teil künstlerischen Anforderungen und den berechtigten Anforderungen an die Würde eines Denkmals einigermaßen Rechnung trägt.

Auch der Heimatbund hat sich mit diesen Fragen beschäftigt und zu ihnen Stellung genommen. Er gedenkt für eine würdige Gestaltung der Kriegergräber in der Heimat und der Kriegergedenktafeln in den Kirchen oder anderswo, also der persönlichen Denkmäler werkkünstlerischer Ausführung, alsbald nach dem Kriege, wenn unsere jüngeren Künstler heimgekehrt sein werden, einen Wettbewerb auszuschreiben. Die Denkmäler allgemeinerer Art, die mehr noch als jene die Öffentlichkeit berühren und späteren Zeiten ein Zeugnis unserer künstlerischen Kultur sein werden, können selbstverständlich erst einige Zeit nach dem Kriege in den Bereich der Erörterungen gezogen werden, — bisher jedenfalls nur in dem Sinne, daß rechtzeitig die Gedanken von einer Wiederholung der verfehlten Unternehmungen abgelenkt werden, die die Kriegerehrung für 1870/71 bilden sollten. Aus der Sorge vor dieser Wiederholung heraus ist der Vorschlag geboren, überhaupt nicht wie derzeit die Werkkunst, sondern die künstlerische Gestaltung der Natur, die Gartenkunst, zur Grundlage der Denkmalschöpfung zu machen, und hat in den Bestrebungen seinen Niederschlag gefunden, die auf die Schaffung von Heldenhainen hinzielen, die aus deutschen Eichen gebildet werden sollen, deren jede dem Gedächtnis eines gefallenen Helden geweiht ist. Für die Ausgestaltung dieses ansprechenden Gedankens ist vorzugsweise Herr Willy Lange in Wannsee mit Wort und Tat eingetreten und hat in seiner Schrift „Deutsche Heldenhaine“, Leipzig, J. J. Weber, 1915, die Durchführung des Gedankens dargelegt und durch eine Reihe von Beispielenentwürfen für praktische Fälle erläutert. Als Ausführende ist etwa die Gemeinde gedacht, so daß der Umfang der Haine ein recht verschiedener werden würde, was natürlich auch eine wesentliche Verschiedenheit in deren Gestaltungsart bedingen muß. Als Ideal ist angenommen, daß sich diese Haine überall im deutschen Vaterlande erheben sollen und bei Einheimischen und Fremden überall ein gleiches Wahrzeichen seien, dieser großen Zeit und derer zu gedenken, die ihr Leben für sie dahingaben. Auf die Durchführungsvorschläge und Pläne der Langeschen Schrift hier einzugehen, ist leider nicht möglich, doch sei darauf hingewiesen, daß ohne eine gründliche Kenntnisnahme von dieser Schrift keine Schaffung eines Heldenhaines — mag es sich um eine größere oder um eine kleine Anlage handeln — in Angriff genommen werden sollte und daß trotz Kenntnisnahme von dieser Schrift jeder einzelne Fall der Bearbeitung durch einen berufenen Künstler bedarf. Denn selten ist die Gefahr so groß, daß ein Kunstwerk dem Sprichworte unserer Gegner: „du sublime au ridicule n'est qu'un pas“ anheimfällt, wie bei einem solchen Haine, der eine ernste, würdevolle Stimmung erzeugen, nicht zu heiterer Freude einladen soll.

Bei der Prüfung der Langeschen Vorschläge im Heimatbunde hat aber auch eine Gegenschrift Beachtung gefunden, die nicht etwa aus Künstlerneid oder einer ähnlichen Ursache hervorgegangen ist, sondern aus ernststen volkswirtschaftlichen und auch ethischen Bedenken, die nicht das Langesche Ideal zerstören, sondern es

vor seiner Vernichtung durch Überschwang und durch Tothehen eines an sich schönen Gedankens bewahren will. Diese Schrift ist von dem Vorstande der „Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst“ herausgegeben und weist in geschäftsmäßig ruhigen Ausführungen auf die Schwierigkeiten der Platzfrage und der Kostenfrage bei Herstellung und Erhaltung von Heldenhainen hin, auch auf einige warnende Gemütsregungen, die Mißerfolge bei den Anpflanzungen im Gefolge haben können.

Die eigene Stellungnahme des Heimatbundes gegenüber dem Gedanken der Schaffung von Heldenhainen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß dieser Gedanke schön, aber nicht allgemein und nicht überall durchführbar ist, daß sich auch nicht allgemeine Richtlinien für die Ausgestaltung des Planes, wo er durchführbar ist, geben lassen, es vielmehr für jeden Einzelfall den in Betracht kommenden Behörden oder Vereinen, auch wohl rührigen, für das Allgemeinwohl strebsamen Privatpersonen zu überlassen ist, die Möglichkeit der Durchführung zu prüfen und Anregungen dazu zu geben, daß die Ausgestaltung dieser Anregungen und ihre Durchführung selbst aber eine künstlerische Aufgabe ist, die nicht nur künstlerische Fähigkeiten, sondern ein gereiftes künstlerisches Urteil voraussetzt.

Bei den Vorerwägungen hierfür und bei der Auswahl der künstlerischen Kräfte für ihre Durchführung den Beteiligten beratend zur Seite zu stehen, hat sich der Vorstand des Heimatbundes dem Großherzoglichen Ministerium des Innern gegenüber bereit erklärt und wird diese Erklärung den Mitgliedern und Freunden des Vereins hierdurch mitgeteilt und wiederholt. Daß es auch bei uns in Mecklenburg manchen Fall gibt, der recht wohl die Prüfung der Anlage eines Heldenhaines lohnt, darauf hat unsere Zeitschrift schon mehrfach hingewiesen (so 1916 S. 4 und 44).

Arbeitsgruppe 4. P.



Totenehrung und Gemeinschaftsempfinden.

Von Ministerialbaurat E h m i g.

Schon geraume Zeit vor dem Kriege haben feinsühlige Menschen sich gegen die Unkultur, Unruhe und Häßlichkeit, gegen die Stimmungslosigkeit, Prunksucht und Ruhmredigkeit der Durchschnittsbilder unserer Friedhöfe gewehrt. Große und kleine Friedhofsverwaltungen sind dem entgegengekommen und haben durch künstlerisch durchdachte, nach geschlossenen Wirkungen strebende Friedhofspläne und durch den hemmungslosen Individualismus des Einzelgrab schmuckes beschränkende Friedhofsordnungen eine Besserung erstrebt und diese oft mit großem praktischen Erfolg erreicht.

Immer wieder wurde hierbei zum Kriterium einer guten Anlage, den Friedhof zum Symbol der Gemeinsamkeit der Menschenschicksale zu machen, die Möglichkeit zu beschneiden, daß ein irregeleitetes Liebesempfinden, eine nicht selten haltlose Sentimentalität, ohne alle Rücksicht auf die Umgebung, Gelegenheit nahm, gesellschaftliche und finanzielle Vorteile einzelner Toter herauszuziehen.

Man suchte namentlich zunächst bei den Reihengräbern der Minderbemittelten dahin zu wirken, daß an Stelle des wilden Durcheinanders der leider nur zu bekannten Waren der Grabmalgeschäfte und ihrer Musterreisenden eine gewisse persönliche Entsagung auf eigenwillige Gestaltung der Gräber treten

müsse, wollte man wieder zu jener Einheitlichkeit gelangen, die trotz kleiner Abweichungen im einzelnen die weihevollste Stille, die erhabene Ruhe und den oft monumentalen Ernst guter alter Friedhöfe bedingt.

Den oft nicht minder taktlosen Individualismus der Bessergestellten suchte man auch durch Vorbilder und Modellsammlungen, sowie wiederum einschränkende Bestimmungen der Friedhofsordnung zu begegnen und benutzte hierbei auch den Friedhofsplan als Mittel, indem man diese teuren Kaufgräber in Hecken- nischen und Waldpflanzungen, in besondere mit grünem Rahmen umschlossene Quartiere usw. unterbrachte, so daß der trostlosen und prozigen „Grabmalparade“ einigermaßen entgegengetreten wurde. Gute Neuanlagen bürgerlicher Friedhöfe haben schon manchen besser als ästhetische Darlegungen überzeugt, daß Schönheit und Würde unter Takt und Zurückhaltung nicht nur nicht leiden, sondern auch hier, wie im bürgerlichen Hausbau, eine soziale Einordnung unter die Gesamterscheinung nur förderlich ist. Auch das beliebte Schlagwort von der Gefahr der Einförmigkeit verliert immer dann seine überschätzte Bedeutung, wenn kunstsinvolle Verwaltungen sich von wirklichen Künstlern beraten lassen.

Mit dem Kriege trat nun die Gestaltung militärischer Friedhöfe in den Vordergrund, sei es draußen im Feld oder in der Heimat. Nach den vorstehend nur kurz angedeuteten Strömungen kann es nicht Wunder nehmen, daß von allen berufenen Seiten die Symbolisierung der Gemeinschaft auch wieder als Kernpunkt der leider so häufig herantretenden Aufgabe erkannt wurde. Eine große Literatur, namentlich der Heimatschutzbewegung in allen Teilen Deutschlands, spricht das immer wieder aus. Aber auch maßgebende Zentralbehörden, wie das preußische Kriegs- und Kultusministerium, das sächsische Ministerium des Innern u. a. stellten unter Herbeiziehung bedeutender Künstler Zeitsätze auf und forderten nicht nur für die eigentlichen Kriegergräber im Felde, sondern auch für Militär- und Ehrenfriedhöfe in der Heimat als Charakteristikum der Soldatenfriedhöfe ein gleichmäßiges Aneinanderreihen der Gräber und Grabmale möglichst in gleicher schlichter und einfacher Form, eine Unterordnung unter das Ganze als Symbol der gleichen Pflichterfüllung, der Gleichheit des Todes für das Vaterland, der die Gefallenen vereinigt und dem ohne Sonderrechte und Privatbestrebungen auch künstlerisch Ausdruck zu verleihen sei. Auch unser Kaiser hat sich in seinem Erlaß vom 28. Februar 1917 dieser Auffassung angeschlossen und fordert gleiche Grabzeichen für alle auf einem Friedhof, sowie Vermeidung aufdringlichen Prunkes. Auch hier zeigen die praktischen Erfolge besser als alle Denkschriften, daß Einfachheit nicht zu ärmlischer Formlosigkeit, Gleichheit nicht zu Schematismus, Einförmigkeit und planloser Häufung eines bestimmten Typus führt und daß alle persönliche Eigenwilligkeit von Baumeistern, Bildnern und Angehörigen im Kunstschnitzwerk die künstlerische Gesamtwirkung selbst dann noch gefährden kann, wenn dieser Grabschnitzwerk im einzelnen gut ist.

Die Unterordnung unter die künstlerische Gesamtidee, die Eingliederung in die Umgebung verlangt auch einheitliche und möglichst bodenständige Baustoffe. Auch das ist in weiten Kreisen schon vor dem Kriege erkannt worden und hat sich praktisch bei vielen Soldatenfriedhöfen bewährt. Ein farbenfreudiger und reichgezierter süd- oder mitteldeutscher Grabschnitzwerk wird den feiner Empfindenden in Norddeutschland stören, und die winterlichen Holzkästen, die oft, wenn auch nicht zu unserem künstlerischen Schaden die polierte fremde Pracht unserer Heimatsfriedhöfe 6 Monate im Jahr verdecken, haben schon manchen an die praktischen Vorzüge des klimatisch und bodenständigen Bewährten erinnert.

Die strenge Form und möglichste Gleichartigkeit der Gräber, die dem soldatischen Geiste entspricht, und wohl am weihewollsten in zusammenfassenden Inschriften oder einem gemeinsamen einfachen Denkmal Ausdruck findet, wird bei guten Lösungen durch Grün oder Blumen Schmuck der Gräber in geschlossenen Farben gesteigert, und durch eine schöne Pflanzung stimmungsvoll gerahmt. Immer wieder findet sich das Bestreben, in seinem Taktgefühl und sozialem Empfinden das Auge vom Einzelgrab auf die Gesamtanlage zu lenken.

Man wird sich, wie in allen höheren Fragen künstlerischer Kultur, damit abfinden müssen, daß die hier vertretenen allgemeinen Gesichtspunkte heute noch nicht Allgemeingut sind und sein können. Ganz abgesehen von proletarischer Parvenüsucht und der Ausbeutung dumpfer Masseninstinkte durch eine profitgierige Industrie, wird auch mancher nicht über seine Natur hinauskönnen und das Recht beanspruchen, seinem Schmerz- und Liebesempfinden, unbekümmert um die Symbolisierung eines idealen Gemeinns, Ausdruck zu verleihen. Wird doch beispielsweise auch die These vertreten, daß Kriegerwitwen auf soldatischen Ehrenfriedhöfen ein Recht haben sollen, neben ihren Gatten liegen zu dürfen.

Ebensowenig, wie man über geistige und soziale Fragen, über ein höheres Staatsgefühl Einigkeit erzwingen kann, ebensowenig wird man z. B. von unmusikalischen Menschen erhoffen dürfen, daß sie jemals begreifen werden, daß große harmonische Wirkungen ihre tiefere Ursache in dem Unterordnen aller rhythmisch-individuellen Kontrastreize unter die künstlerische Gesamtidee haben.

Selbst das aus ungehemmten Pietätsgefühl erstellte gute Einzelgrab wird immer nur ein herausgelöstes Produkt der Ästhetik bleiben, eine Wirkung ohne tiefere Ursachen hervorrufen, wenn es die stille rührende Schönheit eines Friedhofes übertönt, wie sie noch vereinzelt manche halbvergessene Dorffriedhöfe zeigen, in denen die Stimmung nicht von der artistischen Einzelleistung, sondern von der größeren Kunstmacht des Unpersönlichen des Gesamtbildes ausstrahlt, das latent aus Gemeinnsinn, Stammesart und Klima hervorging.

Aufgabe neuzeitlicher Friedhofskunst wird es sein und bleiben, diesen Stimmungs- und Gesinnungswerten bewußten Ausdruck zu verleihen, die notwendige persönliche Entsagung zu üben zur Symbolisierung jenes idealen Gemeinns und der unvergänglichen Überlieferungen von Stammesart, Klima und Boden.

„Hans Much, Norddeutsche Backsteingotik, ein Heimatbuch“

Verlag M. Glogau jr., Hamburg, 4,75 Mk.

Nuch für unsere engere Heimat, für Mecklenburg, können wir in dieser Schrift ein „Heimatbuch“ sehen, das uns auf eine der größten Kunstschätze unserer Heimat, auf die bedeutsamen Siegelbauten, die uns die Gotik im Lande hinterlassen hat, in begeisterter Schilderung hinweist. Das ist gegenwärtig nötig. Das vorige Jahrhundert hat diese Werke mit Eifer studiert, mit mehr oder minder Geschick versucht, in ihrem Geiste neue Werke zu schaffen und — leider — mit Eifer daran gearbeitet, sie von allen späteren Zutaten befreit in ihrer ursprünglichen Schönheit neu erstehen zu lassen. Letzteres konnte nicht gelingen, — wofür hier die Gründe nicht angegeben werden können — und hatte nur den Erfolg, daß mit den späteren Zutaten, namentlich kunstvollen Schöpfungen der Barockzeit, der ge-

schichtliche Eindruck des Werkes beseitigt und zerstört wurde, der sich aus der Entstehung des Werkes und seinen Schicksalen ergibt und dem Werke selbst einen höheren Wert, seinen Denkmalwert, verleiht. Zu diesen, heute von der Mehrzahl der berufenen Denkmalspfleger bekannten Grundsätzen, setzt sich Professor Much in seiner Schrift in Widerspruch und sucht dem an mehreren Stellen — so bei Besprechung des Rathausvorbaues in Rostock, des Efeus am Stargarder Tore in Neubrandenburg — mit Nachdruck Geltung zu schaffen. Er scheint damit für die früheren „Restaurationen“, die man heute sonst beklagt, einzutreten. Das ist sein schriftstellerisches Recht, ist aber das, was ich an seiner Schrift zu tadeln habe. Doch über Ansichten läßt sich nicht streiten; ich kann aber mitteilen, daß selbst der Altmeister der Neugotik des 19. Jahrhunderts, Conrad Wilhelm Hase, im vertauten Kreise gestand, daß Gotik und Barock oft eine gute Ehe miteinander führten.

Mag die Begeisterung für die geschilderte Kunst den Verfasser auch etwas weit treiben ¹⁾ und veranlassen, dem Werte anderer Kunstepochen nicht gerecht zu werden, so ist sie doch anzuerkennen, denn von ihr wird das Bild getragen, das uns Much von den würdigen und prachtvollen Werken unserer Vorfahren gibt. Diese fanden bei uns nicht mehr wie in früherer Zeit die verdiente Beachtung, weil eine andere Kunst gelobt und gepflegt wurde. Die Behandlung des Stoffes ist keine trockene fachwissenschaftliche, sondern eine anregende, die selbst dem derben Humor eine Stätte gönnt. Auch die wissenschaftlich-systematische Zergliederung und Erschöpfung des Stoffes ist vermieden. Das mag den Fachleuten für ihre Fachschriften überlassen bleiben. Diese Schrift will als „Heimatbuch“ gewissermaßen durch ihre Bilder in der Weise der Reiseeindrücke wirken und diese durch den Text zum rechten Verständnis bringen. Doch wäre es ein Irrtum, in dem Buche einen Nachschaff-Lesestoff zu sehen. Im Gegenteil, es ist für eine gelegentliche, arbeitsfreie Morgenstunde passend, in der man den Geist zum Erfassen des Dargebotenen anspannen kann; mancher Satz ist in seinem Inhalte erst erschöpft, wenn man ihn das zweite Mal gelesen hat ²⁾. Der Stoff ist, wie gesagt, nicht streng systematisch geordnet, sondern es sind einige Hauptpunkte herausgegriffen und mit Erfassung ihres Wertes für das Ganze so behandelt, daß der aufmerksame Leser, wo ihm andere, nicht angeführte Gegenstände begegnen, sich selbst Klarheit über ihre Bedeutung verschaffen kann.

Es ist nach einigen einführenden Sätzen zunächst die Gotik des Deutschordens besprochen und an ihr der Backsteinbau im Gegensatz zum Steinbau und Putzbau recht bewertet. Darauf ist eines der Juwelen der norddeutschen Ziegelgotik, die Kirche zu Doberan eingehender als Bauwerk und im Zusammenhange mit den Kunstschätzen ihres Inhalts behandelt. Dann folgen im nächsten Teile zwei Städtebilder. Wie dem Kenner selbstverständlich: Lüneburg und Wismar, die den Ausdruck des gotischen Ziegelbaues auch heute noch zur Schau tragen. Aus dem reichen Schätze der Einzelheiten des architektonischen Formenschmuckes der Gotik hat der Verfasser eine herausgegriffen und in dem folgenden Abschnitte:

¹⁾ Auch im Ausdrucke hätte die Begeisterung etwas zurückhaltender sein können; wenn beliebige größere Kirchen, wie die Johanniskirche in Lüneburg, als „Dom“, die frühere Zisterzienser-Klosterkirche in Doberan als „Münster“ bezeichnet werden, nur, um sie mehr zu würdigen, so verleitet das zu geschichtlich verkehrten Vorstellungen.

²⁾ Die Benützung des Anschauungsstoffes ist dadurch erschwert, daß die nicht im Texte zerstreuten, sondern, was zu loben ist, am Schlusse gesammelten Abbildungen nicht numeriert sind und im Texte nicht auf Nummern hingewiesen ist. Im wesentlichen folgen die Bilder der Anordnung des Textes, doch nicht überall, wofür Rücksichten des Druckes maßgebend gewesen sein mögen.

„Kirchengiebel“ ausführlich erörtert. Damit ist dem Leser der Weg gezeigt, wie solche Einzelheit zu erfassen ist, deren systematische Behandlung der Verfasser wieder dem Fachmann überläßt. Der Laie aber wird dadurch, daß in den Abbildungen noch eine zweite, im Texte nicht erwähnte Einzelheit, das Portal, ausführlicher gebracht ist, unvermerkt zu eigenem Beobachten veranlaßt. Das wichtige Gebiet der Baugestaltung, die Massengestaltung der Gebäude, in dem unsere nordische Ziegelgotik besonders vorbildlich ist, ist nicht gesondert besprochen. Das würde auch Vorerörterungen bedingt haben, die an Umfang den der ganzen Schrift überschritten haben würden. Es ist eben in Bild und Schrift unvermerkt darauf hingeführt, insbesondere dadurch, daß die letzten zwei Abschnitte: „Stadttore“ und „Rathäuser“ wieder zwei Gebädegattungen aus deren größerer Zahl herausgreifen, an denen die eine die Baugestaltung in besonders geschlossener Form zeigt, die andere grade hierin die reichste Abwechselung bietet.

Die Auswahl der Beispiele in den Abbildungen ist mit großem Geschicke geschehen, so daß Wiederholungen vermieden sind und kaum wesentliches unbeachtet geblieben ist, auch der Text erwähnt die richtigen Werke, so daß der Leser, dem sie etwa auf der Reise begegnen, auf sie hingewiesen wird³⁾.

Die „Norddeutsche Backsteingotik“ von Hans Much ist ein treffliches Buch, das dem Fachmanne zur Anregung, dem Kunst- und Heimatfreunde zur Einführung in den behandelten Kunstzweig angelegentlich empfohlen werden kann und für das der mecklenburgische Heimatbund besonders zu danken hat, da aus unserem Lande Stoff zu ihm reichlich und mit besonderer Wärme ausgewählt ist. Man sieht heute bei uns den Puzbau bevorzugt und sollte sich doch vom Ziegelbau nicht abwenden. Beide haben bei uns seit Jahrhunderten nebeneinander bestanden, und außer der Gotik haben wir noch eine zweite Epoche, „um 1800“, in der der Ziegelbau bei uns, — mehr freilich im benachbarten Schleswig-Holstein, wo die Ziegelgotik weniger hervorragt —, eine schöne Blüte gehabt hat, auf der sich von Hamburg ausgehend schon ein neuer Ziegelbau mit neuzeitlichen Zwecken und Zielen aufbaut. Daß hierzu die empfohlene Schrift auch bei uns beiträgt — vor einer bloßen Nachahmung des alten Ziegelbaues warnt sie selbst — ist zu hoffen und wäre ein weiterer Anlaß zum Danke des Heimatbundes an den Verfasser.

Pries (J. F.).

Nachtrag. Der stark persönliche Charakter des interessanten Buches mag einen etwas persönlich gehaltenen Nachtrag entschuldigen. Als ich mit seiner Lektüre beschäftigt war, fiel mir in der Zeitschrift „Die Denkmalspflege“ 1917, Nr. 1, 2 ein gehaltvoller Aufsatz von K. M ü h l k e über die Stadtbefestigung von Neubrandenburg in die Hände, und gleichzeitig kam eine Anfrage, was wohl die neun Frauen am Stargarder und Neuen Tore dort darstellen sollten. Ich mußte gestehen, daß ich darüber noch nicht nachgedacht hatte. Die beiden Veröffentlichungen boten dazu Gelegenheit. An der Innenseite des Stargarder Tores in den neun Feldern zwischen den in „Standartenstil“, wie Much sagt, aufschießenden vorgelegten Pfeilern stehen oder schweben (ohne Stütze für die Füße) in beträchtlicher Höhe oben neun weibliche Figuren, bekleidet mit einem hemdartigen Gewande, die Arme zur Seite gehalten und eingebogen, die Hände in Brusthöhe nach außen, die Köpfe von herber monumentaler Würde, mit scharf geschnittenen Flächen, das Haar liegt perücken- oder kapuzenartig auf. Die Gestalten sind aus geschichteten Backsteinscheiben aufgemauert, das Gewand weiß verpußt, das andere roh ge-

³⁾ Zu den Stadttoren ist noch ergänzend auf die zu Pritz in Pommern aufmerksam zu machen.

lassen. Fast gleichen Schmuck trägt das jüngere Neue Tor, doch hat hier die mittlere Figur einem, wie es scheint, später durchgebrochenen Fenster weichen müssen.

Was wollen diese Bilder sagen? Analogien sind nicht bekannt. Die klugen und törichten Jungfrauen, an die man zuerst denkt, sind es nicht: es fehlt das unentbehrliche Attribut, die Lampen, und die Trennung in zwei Gruppen, auch die Zahl stimmt nicht. Much, der übrigens die Figuren künstlerisch sehr hoch einschätzt, spricht von „etwas Schirmendem, Segnendem“, damit stimmt aber der Gestus nicht, auch würde man nach allgemein üblichem Gebrauch als Schutzpatron die Jungfrau oder Heilige erwarten, nicht eine Schutzengelschar (auch fehlt die Charakterisierung als Engel). Wolf (die schöne norddeutsche Stadt) sieht in den Frauen „Festteilnehmer, die einen hohen Gast erwarten“, dagegen macht Mühlke mit Recht den Einwand, daß sie dann an die Außenseite gehören würden. Dem Richtigen nahe kommt schon Rektor Wendt, der uns im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift die Tore beschrieb und abgebildet hat S. 46 „die neun Jungfrauen erheben flehend ihre Hände zum Himmel, als ob sie seinen Segen für die Stadt erbitten wollten.“

Ausgehen ist von dem einzigen Zuge, mit dem die Gestalten charakterisiert werden, der Arm- und Handbewegung. Diese ist klar und eindeutig der altchristliche Gestus der adoratio, der anbetenden Verehrung (Arme geknickt, Hände bis zur Brusthöhe, Hände ursprünglich halb geschlossen, später weit ausgebreitet), wie er in den Malereien der Katakomben, auf Sarkophagen und sonst immer wiederkehrt; nicht nur bei Einzelgestalten der Heiligen Geschichte, die aus einer Not errettet werden (die drei Männer, Daniel u. a.) und den Seligen beim Eintritt in das Himmelreich, sondern auch bei Gestalten, die nichts sind als Träger dieser Handlung und so fast zu Personifikationen des Gebetes werden, man hat direkt von einer Allegorie der Euche (Gebet) gesprochen und damit erklärt, daß diese Anbetenden fast stets weiblich gebildet werden. Beispiele anzuführen ist entbehrlich, jedes genauere Handbuch der frühchristlichen Kunst enthält sie. Dem Sinne nach würden die Torfiguren also dem beliebten soli deo gloria gleichkommen. Es sind Vertreterinnen der Stadt, die Gott die Ehre geben und damit seinen Segen herabflehen. Daß ein altchristlicher, der Antike entnommener Gestus hier noch im vierzehnten (oder fünfzehnten?) Jahrhundert angewandt wird, hat nichts Auffallendes. Die Typen der christlichen Kunst sind gerade in den Außenländern außerordentlich langlebig. So stellt die hochinteressante Kalksteinplatte des alten Schweriner Domaltars (jetzt im Großh. Museum zu Schwerin) aus der Zeit von 1430—1440 das Heilige Grab noch immer in der Form eines Rundbaues dar, wie ihn die von Constantin errichtete Grabeskirche bildete und wie ihn die alte christliche Kunst übernommen hatte, während anderwärts schon längst die natürliche Felsgrabgrotte zur Darstellung kam.

Dabei ein zweites. Much findet harte Worte gegen den Efeu an der Westseite des Stargader Innentores und fordert kräftig die Entfernung der Berankung, in der er eine Barbarei sieht. Wir können ihm darin nicht folgen und glauben darin mit der großen Mehrzahl der Heimatschutzfreunde einig zu sein. Die in Deutschland allgemeine Liebe für Verbindung von Architektur und Vegetation hat sicher ihren guten Grund. Wenn an den Ruinen allmählich die grüne Natur wieder ihr Recht an den Boden sich zurückgewinnt, so entspricht das der romantischen Dämmerstimmung, die nun einmal im deutschen Empfinden liegt; und auch Torbauten wie die Neubrandenburger sind doch, selbst wenn sie noch

fest aufrecht stehen, Trümmer einer Empfindungswelt, welche uns fremd geworden ist und nur noch historisch oder in poetischer Verklärung lebt, zu denen der Efeu trefflich paßt. Das Geibelsche Wort (Rothenburg)

Und von den Zinnen seh ich Efeuranken,
Vergänglichkeit, dein grünes Wappen! schwanke

ist gut und treffend.

Auch sonst schafft der Zusammenklang norddeutscher Gotik und der umgebenden Pflanzenwelt ästhetische Reize ganz eigener Art. Nicht nur in den Farben. Zu den schönsten Bildern des Muckschen Buches gehört die Klosterkirche von Chorin, wo der stolz aufstrebende Bau sich sieghaft aus dem Tannengestrüpp aufreckt, eine Symbolisierung der deutschen Klosterkultur, welche die wendische Heidenwelt bändigte. Etwas Ähnliches haben wir in dem Baumwuchs um die Doberaner Kirche, und hatten es früher noch mehr. Jetzt hat der schönste der Bäume, die wundervolle alte Esche, fallen müssen, nur um den Blick auf die neu hergestellte Fassade freier zu gestalten, eine Verirrung einseitig architektonischer Beurteilung, welche die Schönheit nicht empfand, die darin lag, daß hier der stolze Kunstbau den Kampf mit einem stolzen Naturdenkmal um die Beherrschung des Luftraums aufnahm und siegreich bestand.

Allerdings wo Baulichkeiten, die man in ihrer lebendigen Wirkung erhalten will, sich gegen die Vegetation nicht mehr schützen können, muß man diese einschränken. Es war voll berechtigt, als vor einigen Jahren der allzu üppige Pflanzenwuchs auf den Mauern von Nürnberg zum Teil entfernt wurde, und der lebhafteste Protest, der dagegen auch in Heimatschutzkreisen sich geltend machte, schoß über sein Ziel. So müssen wir auch die Neubrandenburger Adorantinnen vor der Umarmung des zu hoch gestiegenen Efeus schützen und diesen in seine Schranken weisen. Und auch sonst haben wir im Lande Beispiele, wo ein Eingreifen nötig geworden ist. Ich nenne die Kirche von Kloster Malchow und besonders das alte romanische Portal des Schweriner Doms (Südseite des Turms), das älteste Stück Monumentalbau in Schwerin, vielleicht im ganzen Lande, das zurzeit von Efeu zur Unkenntlichkeit überwuchert ist und nach Befreiung schreit.

R. Belk.



Der Damshäger Bach und die ihm zunächst liegenden Ortschaften.

Von H. Peck, Rostock.

(Fortsetzung. *)

Es häufen sich die Verbrechen, was zugleich ein trauriges Licht auf die damaligen Zustände im Leben unseres Volkes wirft. 1607 wird zu Kolofshagen ein Knecht Chim Stein von einem andern beim Bier entleibt. Dasselbe widerfährt dort nicht lange hernach einem Jürgen Stur. Einige Jahre später wird auf dem Gutower Felde ein Mann von einem Fleishhauer aus Grevesmühlen erschlagen. Immer ist das Amt zu Grevesmühlen bemüht, alsbald das Gericht zu halten. Schon früher war zu Gutow ein Chim Wulff erschlagen worden. Der fürstliche Amtmann (Kresel) hatte das Gericht halten lassen, wobei dem Entleibten „die handt abgeschnitten vnd oben vnter das tadt auf der

*) S. Jahrgang 1916 S. 33.

herzogen zu Mekelnburgk hause¹⁾ zu Greußmühlen gelegt worden“. Unterm 1. Juni 1618 berichtet der dortige (Amts-) Hauptmann Johannes Jarchow an die seit 1603 verwitwete Herzogin Anna zu Grabow, der das Amt Grevesmühlen als Leihgeding überwiesen war, „daß im Dorfe Gutow, worin E. f. g. die hohen Gerichte vermuge des Amtsbuchs zuständig sein, sonsten Volrath von Pleßen zu Parin gehorig, diese Pfingstfeiertage . . . sich leider zugetragen, daß ein Pawerknecht daselbst mit namen Hans Parbes einen seiner Nachbarn mit Namen Curt Wichmann mit einem Weher jemmerlich erstochen und ermordet, und wie mir solches berichtet, habe habe ich den Schreiber, Landreiter und Vorsprachen aus Grevesmühlen benebenst dem Schulzen vnd andern Pawren von Tuhow (Kussow), E. f. g. Untertanen, verschieden Mittwochen dahin geschickt, das Fahrrecht wie gebräuchlich über den Todten Körper wegen E. f. g. zu halten, und denselben beschreiben laßen. Der Täter aber ist dauon gewesen. gestrigen Tages aber hatt mir Pleßen Voigt zu Parin mit Namen Augustus berichtet, daß am verschieden Sonntage zu Hoikendorf²⁾, so lange sie den todten Körper ohnbegraben stehen laßen, durch einen Notarium vnd Vorsprachen aus Wismar das Fahrrecht im Namen Volrats von Pleßen, so zu Heidelberg ist, auch über den todten Körper halten und ebenermaßen beschreiben laßen“. Die Herzogin sieht dies als eine schwere Beleidigung an. Aber eine fürstliche Entscheidung über die Rechtsfrage bleibt immer noch aus. Sie muß schließlich zugunsten der Pleßen ausgefallen sein, da ihre Rechtsnachfolger, die Grafen von Bothmer, im 18. Jahrhundert das höchste Gericht in der Begüterung unbestritten geübt haben.

Wie schon erwähnt, erhielt des kurpfälzischen Geheimrats Volrad von Plessen Neffe Volrad von Plessen, des verstorbenen Valentin auf Hoikendorf Sohn, Parin mit den Nebengütern, etwa um 1635. Über sein Leben und Wirken liegt wenig vor. Im Jahre 1677 tauschte er für Wohlenhagen, das er in Pfandbesitz hatte, das fürstliche Dorf Kussow ein (vgl. diese Zeitschrift vom Jahre 1911 S. 4). Wie gering auf einem Hofe wie Parin die Bewohnerschaft damals war, ergibt sich aus der „Specificatio des Kopfgeldes vnd Viehschatzes vom Gute Parin“ im Jahre 1666. Nur vier Familien waren dort wohnhaft: der Gutsherr, schon zum zweiten Male verwitwet, mit 6 Dienstknechten, 8 Dienstmädchen und 1 Meierin, der Vogt, der Schäfer und ein Drescher, die verheiratet waren, und von denen der Schäfer einen Knecht hielt. Außerdem war dort ein alter Mann, „dem die Kost umb Gotts willen gegeben“ wurde. Das war alles. Natürlich kamen die Kinder hinzu, „die noch nichts verdienen können“. Volrads beide Frauen, Abel von Ahfeld und Dorothea von Buchwald starben jung im Kindbett. Er starb im Jahre 1686 im Alter von 76 Jahren und 7 Monaten und ward in der Damshäger Kirche am 29. Oktober bestattet. Er hinterließ außer zwei Töchtern, von denen Abel mit Jochim Ernst von Bernstorff und Leveke mit Claus Friedrich von Lepel verheiratet war, einen Sohn Hans Volrad von Plessen, getauft am 12. Oktober 1657, der sein Nachfolger im Besitz von Parin wurde. Er war königlich dänischer Kammerjunker und war, wie von Behr³⁾ berichtet, „gegenwärtig, als die unglückliche Opera auf der Amalienburg in Kopenhagen im J. 1689 den 19. April

¹⁾ Das jedenfalls auf demselben fürstlichen Gebiet gestanden, wo jetzt das Großherzogliche Amtshaus steht.

²⁾ wo Frau Abel, geb. von Örken, Witwe von Valentin von Pleßen, wohnte, bis dahin Pächterin der Pariner Begüterung.

³⁾ Nach Dr. Louis Bobé, Kopenhagen: 150 Personen.

repraesentiret wurde. Es ist unmöglich, hier zu erzählen, wie bei dieser Repraesentation ein Brand entstanden und durch denselben nicht allein der zum Schauspiel bestimmte Ort, sondern auch das ganze Schloß eingeäschert worden. . . . Diejenigen, welche den Verlust der in diesen traurigen Begebenheiten verbrannten oder erstickten Menschen verringern, geben denselben zu 200 Per-



söhnen an, worunter bekanntermaßen viele Vornehme befindlich gewesen sind. Unter letzteren war auch damals auf der Opera des Geheimen Raths und Oberkammerers Christian Siegfried von Pleßen (Vetters von Hans Volrad) ganze Familie, um deren Rettung der Kammerjunker . . . äußerst bemüht war, es auch soweit brachte, daß, obwohl des Geh. Raths Gemahlin als auch Kinder

größten Theils gerettet wurden, bis auf die älteste Fräulein Sophia Amalia ⁴⁾ von Pleßen und eine gewisse Fräulein von Bülow, welche letztere bei der Frauen Geheimen Rätthin zur Gesellschaft war, und beide verbrannten; die Frau Geh. Rätthin wurde zwar zu demmahl bei dem Leben erhalten, mußte aber dennoch wenige Tage hernach das Leben darüber einbüßen. Des Geh. Rath's älteste drei Söhne Daniel, Christian Ludwig und Karl Adolf wurden durch göttliche sonderbare Schickung, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, gerettet. Der Kammerjunker von Pleßen aber, weil er von dem vielen Dampfe die Schwindsucht kriegete, verlor ao. 1690 den 16. Nov. das Leben, und mit ihm hörte seine Linie auf, und der Geh. Rath von Pleßen erbte das Gut Parin.“

Dieser, Christian Siegfried, Enkel des öfter genannten Valentin auf Hoickendorf († 1613), Sohn des Landrats Daniel v. Pl. († 8. März 1762) und der Dorothea Eleonore, geb. von Blumenthal, war 1646 geboren und seit des Vaters Tode Herr auf Hoickendorf mit den Nebengütern Barendorf, Manderow, Hohenkirchen usw., und nun, 1690, da Hans Volrad unvermählt gestorben, auch Herr auf Parin mit Rolofshagen, Gutow und Kussow. Sein Bild, das wir hier wiedergeben, ist J. Meier's *Origines et Antiquitates Plessenses*. Leipz. 1713. entnommen. Von seinem Leben und Wirken hat der dänische Schriftsteller Louis Bobé einen vorzüglichen Abriß geliefert.⁵⁾ — Christian Siegfried von Pleßen wurde nach langjährigen Studien und Reisen im Auslande, namentlich in Frankreich, zu Schwerin bei der Regierung angestellt (1670) und 1673 zum Kanzleirat ernannt. Als sein Bruder Karl Adolf, dänischer Oberstleutnant, dessen Rüstung in der Kirche zu Hohenkirchen einen Platz gefunden, bei dem Sturm auf Malmö (25. Juni 1677) gefallen war, reiste er zur Ordnung des Nachlasses nach Dänemark. Bei dieser Gelegenheit wurde er dem dänischen Hofe bekannt. Auf Veranlassung der Königin Sophie Amalie wurde er zum Kammerjunker des Prinzen Tjörgen (Georg), Bruders des Königs Christian V., und bald darauf zum Oberkammerherrn ernannt. Im März 1678 schied er aus seinen mecklenburgischen Diensten und begleitete den Prinzen auf Reisen in Deutschland. Er gewann sein Vertrauen völlig, so daß der Prinz ihm die Verwaltung seines ganzen Leibesgedinges übergab. Dazu gehörte namentlich das Amt Dordingborg und Jungs-hoved, dessen Amtmann Pleßen wurde. Am 28. Juli 1683 fand die Vermählung des Prinzen mit der Prinzessin Anna von England in London statt, wohin Pleßen ihn begleitete, und wohin ihn dann noch oft sein Weg führte. Zum Geheimrat ernannt, verblieb er in seiner Stellung zu dem Prinzen, hatte aber seinen Aufenthalt in Dänemark. 1692 „übertrug der König“ ihm „die Verwaltung der Finanzen mit dem Titel eines Präsidenten der Rentenkammer und verlieh ihm gleichzeitig Sitz und Stimme im Ministerrat“. In das zerrüttete Finanzwesen brachte er durch seine Umsicht und Thätigkeit bald vorzügliche Ordnung, die Einnahmen hoben sich, die vielen Gläubiger des Staates konnten befriedigt werden, für besondere Ausgaben des Staates waren Mittel vorhanden. Dabei gab er mit Erfolg den Rat, die Steuerlast dem Volke zu erleichtern; und so lange er im Amte war, brauchten außerordentliche Steuern nicht erhoben zu werden. Durch diese Leistungen wurde er weithin bekannt, und auswärtige Fürsten richteten Gesuche an ihn, in ihre Dienste zu treten. 1695 wurde er nach Güstrow

⁴⁾ Nach von Hoickhusen hieß sie Charlotte Amalie.

⁵⁾ In seiner Arbeit über das Geschlecht der Pleßen, die sich im Landesarchiv zu Roßtock befindet.

gesandt zur Erkundung, ob der Herzog Gustav Adolf einer Vermählung seiner Tochter Luise mit dem dänischen Kronprinzen Friedrich geneigt sei, und als er günstigen Bericht heimbrachte und dann die persönliche Werbung des Kronprinzen angenommen war, wurde er beauftragt, „mit einem Geschwader von 5 Schiffen die Prinzessin abzuholen und nach Kopenhagen zu führen“, worauf er durch Verleihung des Elefantenordens ausgezeichnet wurde. Während er seinen Hauptberuf behielt, wurde er, der Mann mit weitem Blick und tiefer Einsicht und Weltklugheit, zu mancherlei andern staatlichen Geschäften zugezogen und namentlich zu diplomatischen Sendungen und Verhandlungen in Anspruch genommen, wie er denn auch als dänischer Gesandter an den Friedensverhandlungen zu Ryswick (Ryswigg) 1697 teilnahm. 1703 schied er aus seinen dänischen Diensten, ließ sich aber in den folgenden Jahren vom dänischen Hofe noch oft mit mancherlei Aufgaben betrauen. Seinem alten Herrn, dem Prinzen Jörgen, blieb er treu ergeben, wie dieser ihm. Als Jörgen 1708, 8. November, gestorben war, schenkte die Gemahlin desselben, Anna, seit 1702 Königin von England, „ihm als Anerkennung seiner treuen Dienste . . . ihr Bild mit Brillanten zu einem Werthe von 40 000 Thalern besetzt“. Plessen starb am 22. Januar 1723 zu Hamburg, wo er seit 1704 seinen Wohnsitz gehabt. Seine Leiche wurde zu Kopenhagen in der deutschen St. Petri-Kirche beigesetzt, wo schon seine drei ihm vorausgegangenen Gemahlinnen ruhten. — Daß Christian Siegfried von Plessen, den Bobé einen „tief religiösen und moralischen Mann“ ⁹⁾ nennt, und von dem er schreibt, die Zeitgenossen hätten fast einstimmig ein anerkennendes Urteil über seine Persönlichkeit und seine hervorragenden Fähigkeiten gefällt, seinen mecklenburgischen Gütern, zu denen nach dem Tode seiner Mutter noch Harkensee gekommen war (1687), bei seiner großen dänischen Arbeitslast sich wenig widmen konnte, liegt auf der Hand. Außerdem wurzelte seine Familie in dänischen Landen sich fest, und schon 1686 dachte er daran, die Høikendorfer Begüterung an seinen Vetter Hans Volrad von Plessen zu Parin zu veräußern. Der Verkauf kam jedoch nicht zustande, und erst sein Sohn Geheimrat Karl Adolf schloß im März 1723 einen Verkaufsvertrag über Høikendorf nebst Zubehör mit den Herren von Schmettau ab. Für Parin und die Damshäger Kirchengemeinde wurde Christian Siegfried von Plessen noch dadurch von Bedeutung, daß ihm als Besitzer von Parin 1693 das Patronatsrecht über die Kirche zu Damshagen verliehen wurde (vgl. diese Zeitschrift Jahrg. 1912 S. 103). Die Verwaltung von Parin lag während seiner Zeit, wie schon vorher, in den Händen des Guts„untertanen“ Heinrich Schwarz, der zu Rolofshagen seine Wohnung hatte und noch 1696 Leibeigener war, es vielleicht auch blieb trotz seiner Verwalterstellung und des „Herr“, das man ihm spendete. Er erfreute sich dauernd des vollen Vertrauens und der Fürsorge des Geheimen Rats und zog 1717 von Rolofshagen nach Döbberßen, wo ein Sohn von ihm Pastor geworden, und wo er am 1. März 1729 in einem Alter von 84 Jahren starb.

(Fortsetzung folgt.)

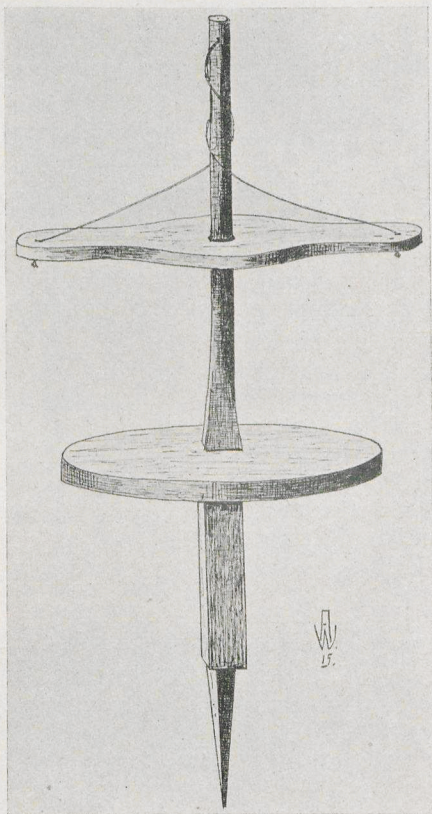
⁹⁾ In C. F. Brücka, Dansk biografisk Lexicon XIII, S. 151—158.

Aus der Werkstatt unserer Großväter.¹⁾

Von Adolf Ahrens, Warnemünde.

5. Der Bohrer.

Es war wirklich nicht so ganz uneben, was der eine der beiden „Druwappels“ zu seinem Schwesterchen sagte, das über das zerbrochene Schillings-Töpschen weinte: „Sad man sien, Miening, dei Radmaker sallt wedder heil maken.“ Dei Radmaker! Wer jemals sein vielseitiges Können erfahren hat, wird auch einsehen, daß er einen zerbrochenen Schillingspott wieder heilen kann. Nicht so leicht wanderte zu den Zeiten unserer Großväter etwas Zerbrochenes auf den Kehrichthaufen. Teure Anschaffungskosten, größere Pietät gegen jahrelang gebrauchten und geschätzten Hausrat veranlaßten meistens angestrengte Flicker- und Doktorarbeit. Namentlich das braune Geschirr, von dem auch so manches Stück auf den Borden unseres Museums steht, wurde sehr oft mit Draht geflickt, und die Meinung des Volkes geht dahin, daß ein so geflicktes Stück nun erst recht haltbar und vor dem gänzlichen Verfall gesichert sei. Zum Mieten gehörte nun ein Bohrer, so einer, wie ihn unsere Zeichnung vorführt. Nicht, daß er ausschließlich zu diesem Geschäft gebraucht worden sei, oder daß jemand, der braunes Geschirr flickt, ausschließlich mit so einem Ding gearbeitet hätte, aber unser Stück wurde uns doch mit dem Bemerken überliefert, daß er vorwiegend zu diesem Zwecke Verwendung gefunden hätte.



Bohrer.

Eine Nummer mit den Buchstaben D.R.P. oder R.G.M. steht nicht auf dem Bohrer, er stammt noch aus jener Zeit, da das Nachmachen solcher knifflischen Sachen noch nicht verboten war.

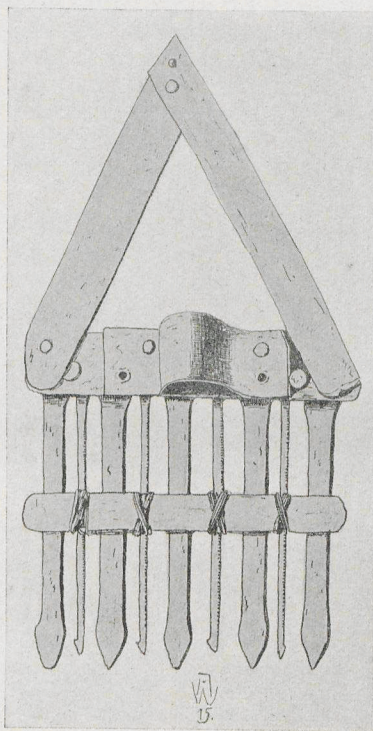
Eine im Durchmesser ungefähr 20 cm messende Holzscheibe vertritt das Schwungrad. Die Spindel ist glatt und wird durch ein Führungsstück und eine Schnur durch Auf- und Abwärtsbewegen in Drehung versetzt. Bis zur Erfindung des Drillbohrers war

¹⁾ S. Mecklenburg 1916 S. 45.

nur ein kleiner Schritt, im Prinzip hat ihn schon der erfunden, der zuerst auf den Gedanken kam, sich unsern Bohrer anzufertigen.

6. Aaleisen und Hausharke.

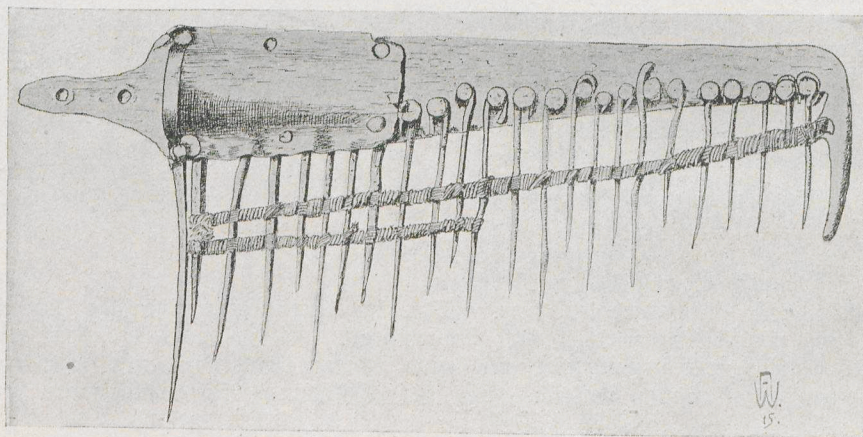
Auf dem platten Lande zwang das Fehlen des Handwerks allein schon zur Betätigung unserer Großväter auf den verschiedensten Gebieten. In unserm Hasenorte herrschten, veranlaßt durch etwas eigensüchtige Maßnahmen der Zünfte in Rostock, die bis zum Jahre 1869 das Wohnen von Handwerkern in Warnemünde verboten, ähnliche Zustände wie auf dem platten Lande. Das ist denn, so unlieb und wenig förderlich für den Ort das gewesen sein mag, für die Handfertigkeit unserer Großväter in mehr als einer Beziehung nützlich ge-



Aaleisen.

wesen. So manches Stück in unserm Heimatmuseum ist aus der Hand des Laien hervorgegangen und zeigt oft bei aller Unvollkommenheit der Ausführung mehr individuelle Züge als ein aus der Werkstatt des Handwerkers hervorgegangenes Stück.

Die Fischereigerätschaften fertigten sich die Warnemünder früher selber an. Bei den Netzen, die vom Flachsknoten bis zum fertigen Produkt vom Fischer selber hergestellt wurden, nimmt uns das am Ende nicht weiter wunder. Mehr schon bei den aus Eisen hergestellten Fanggeräten, die zur Aalfischerei gebraucht



Die Aalharke.

wurden. Diese wurde hauptsächlich auf dem Breitling getrieben, und da dieses Revier von altersher ausschließliches Eigentum der Rostocker Straßensischer war, Übertretungen aber ziemlich strenge bestraft wurden, so konnten die Warne-
münder Fischer sich ihre Aaleisen schwerlich von Rostocker Schmieden herstellen lassen. Sie waren auf sich selber angewiesen. Die in unserm Museum befindlichen Stücke zeigen auch schon in ihrer ganzen Ausführung, daß kein gelernter Schmied oder Schlosser daran gearbeitet hat. Schon die rohe Art der Nietung, mehr noch die Verwendung von zwei so verschiedenen Stoffen, Bindfaden und Eisen, spricht dafür. Das Aaleisen wurde gemeinhin zur Winterszeit benutzt. Auf's Geradewohl stieß man mit dem an langer Stange befestigten Eisen durch das durchlochte Eis und hatte, wenn man im Schlamm ein „Nest“ traf, oft reichen Ertrag. Noch mehr aber als das Fischen mit dem Aaleisen trug der Gebrauch der Aalharke den Charakter der Raubfischerei. Bei flotter Brise ging die ebenfalls an langer Stange befindliche Aalharke durch den Schlamm des Breitlings. Die Segelharke trug vorne an den Spitzen Widerhaken und hielt somit die gefangenen Aale fest, die Hauharke wurde, wenn ein Aal vom Fischer auf dem Eisen gespürt wurde, ins Boot hineingeschlagen und auf diese Weise die Beute in Sicherheit gebracht. Die Aalharke dürfte wohl verschwunden sein, und unser Museumsstück erhält wohl nur noch die Erinnerung an diese schlimme Fangmethode fest. Ob sich dasselbe vom Aaleisen behaupten läßt, lasse ich dahingestellt.



== Mitteilungen. ==

Sturmmöven. In den „Blättern für Naturschutz“ II 1916 Nr. 8 S. 6 gibt Dr. A. Voigt einen lehrreichen Bericht über die Vogelschutzstätte Hiddensö. Wir entnehmen demselben u. a., daß die gar nicht häufige, auf Hiddensö zurückgehende, in der Nordsee nur vereinzelte schöne Sturmmöve ihren bei weitem größten Nistplatz auf unserem Langenwerder bei Poel hat, wo die Zahl der brütenden Paare oft an 1000 herankommt.

Der Vogelschutz im Kriegsjahre 1916. Das verflossene Kriegsjahr hat dem Vogelschutz das Durchhalten bedeutend erschwert und manche seiner Ziele in weite Ferne gerückt. Nach einer Übersicht, die die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ gibt, sind die Bestrebungen des Vogelschutzes im Jahre 1916 an vielen Stellen gehemmt worden. Die Zerstörung von Vogelschutzstätten an der Nordseeküste ist daran beteiligt, ferner die fortschreitende Kultivierung der Moore und schließlich das Aufhören der Vogelsütterung. Begünstigt worden ist der Vogelschutz dagegen durch die Einführung der Katzensteuer. So weit es geht, ist während des Krieges die Beschaffung von Wohnstätten für Vögel fortgesetzt worden. Besonders beklagenswert ist es, daß eine reiche, seit den Tagen Neumanns hochberühmte Möwenbrutkolonie durch die Kriegseignisse fast vollständig zerstört ist, womit die einzige Brutstätte der kaspischen Seeschwalbe in Deutschland voraussichtlich für immer dahin ist. Es handelt sich um den „Ellenbogen von

Sylt“, der militärischen Zwecken dienen mußte. Durch Eierraub haben mehrere Vogelarten auf der Insel Hiddensö schwer gelitten. Der Säbelschnäbler ist auf diese Weise bis auf wenige Paare verschwunden. Die Kiebitze dagegen haben sich vermehrt, ebenso der Rotschenkel, das schwarze Wasserhuhn und die Brandgans. Als neue Brutvögel sind der Bruchwasserläufer und — wenigstens zum ersten Mal sichergestellt — der Wachtelkönig dazugekommen. Besonders erfreulich lauten die Berichte über die Nordseevogelkolonie Memmert, worüber unlängst schon Einzelheiten veröffentlicht worden sind. Dort vollzog sich im Angesicht des Feindes der Vogelschutz wie mitten im tiefsten Frieden. Freilich hat Memmert unter Sturmfluten gelitten, stellenweise ist an Stelle der früheren Pflanzendecke eine Salzflora entstanden, wovon das Tierleben natürlich auch beeinflusst wurde. Die Sturmmöwen warten geduldig das Fallen des Wassers ab, Enten sind wiedergekehrt, das schwarze Wasserhuhn hat zugenommen, den Brand- und Rotschenkel als besondere Freunde des Brackwassers sind gut auf ihre Rechnung gekommen. Die Strandvögel zeigen im allgemeinen Gleichgültigkeit gegen Veränderung des Brutplatzes. Dagegen zogen die Stare zeitiger als sonst, vielleicht wegen der einköinig gewordenen Nahrung.



Russisches Bauernhaus.

Russisches Bauernhaus. Das beigegefügte Bild eines russischen Bauernhauses danken wir einem geehrten Mitgliebe, das mit seiner Truppe unsere Ostgrenze an einer Stelle schützt, die schon eine große Zahl von Kilometern nach Rußland hinein ostwärts verschoben ist. Mancher Mecklenburger wird zurzeit in einem solchen russischen Hause sein Unterkommen haben, und so ist es für uns lehrreich, es wenigstens im Bilde kennen zu lernen.

Der arg zerschossene Giebel des abgebildeten Hauses zeigt die mächtige Ofen- und Schornsteinanlage, die einen Hauptbestandteil des Bauernhauses im Osten bildet und zugleich die Kochgelegenheit bietet, aber auch in der Stube des meist nur aus dieser, Kochflur und Vorratskammer bestehenden Innern einen großen Platz einnimmt und mit seiner großen platten Oberfläche die wohllangewärmte Schlafstätte bildet. Die

Wände des Hauses sind auf einem Fundamente von Feldsteinen im Schrotholzbau¹⁾ errichtet, d. h. aus vierkantig bekeilten oder gesägten, an den Ecken miteinander überkämmtten Stämmen, die selten scharfkantig sind, also ziemlich breite Fugen zwischen sich lassen. Diese Fugen werden mit Lehm verschmiert, dem, wohl um ihn zäher zu machen, Moos beigemengt wird. Angeblich wird der Lehm statt mit Wasser gerne mit Kuhjauche angerührt, weil er dann besser klebt. Fenster und Thüren erhalten einen in die Schrotholzwand hineingepaßten Rahmen, dessen Pfosten zuweilen reich verziert sind. Die so gefertigte Wand wird dann im Innern und auch wohl am Äußeren mit Kalk getüncht. Den oberen Abschluß der Räume bildet die Balkenlage, die meist, wie bei uns in den Ställen, mit Stangen oder Bohlschleeten belegt und von oben mit Lehmaustrag versehen, von unten wie die Wände mit Lehm verschmiert und geweißt ist. Der Fußboden des Raumes ist eine Lehmziele oder ein Feldsteinpflaster. Die reichliche Verwendung von Lehm zum Bau und seine angeblichen, etwas fragwürdigen Beimengungen geben dem Ungeziefer gute Nistgelegenheit, das in den Lehmfugen des großen gemauerten Ofens auch im Winter eine Stätte findet. Die Dachsparren des Hauses sind mit Schilf, Rohr oder Stroh eingedeckt, und diese Dachdeckung ist, wie unser Bild erkennen läßt, an Traufe, First und Grat recht kunstvoll ausgeführt. Zum Dachboden gelangt man auf einer Leiter oder ganz schlichten Stiege, die Türen sind als einfache Brettertüren auf Leisten zusammengenagelt und zeigen hier und da noch eigenartige hölzerne Verschlüsse. Die kleinen Fenster — das Bild zeigt ein für russische Verhältnisse recht großes Fenster — sind zwar zum Öffnen, doch wird davon nur vorsichtig Gebrauch gemacht.

Die Ausstattung des Hauses ist den geringen Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechend sehr einfach, doch zeigen die Möbel und Geräte zuweilen eine gute bäuerliche Hauskunst, die Geschick und Phantasie vereint.

Das Haus des kleinen Bauern birgt zugleich an einem Ende den Stall für sein Vieh, auf größeren bäuerlichen Grundstücken ergänzen besondere Ställe und eine Scheune das Gehöft, in ihrer Bauart dem Hause ähnlich, doch oft nur mit leichten Bohlenwänden statt der dichten Schrotholzwände des Hauses erbaut. p.

Ein Hamburgisches Wörterbuch. Der Vorstand der Hamburger plattdeutschen Vereinigung „Quickborn“ hat die Schaffung eines Hamburgischen Wörterbuches beschlossen. Das erscheint um so dringender, als außer dem vor mehr als 150 Jahren erschienenen *Idioticon* Hamburgense von Richen ein ähnliches nicht bekannt geworden ist, und weil gerade in den größeren Städten, wo das Großstadtleben mehr und mehr die plattdeutsche Sprache verdrängt, eine derartige Sammlung und Zusammenstellung ganz besonders wichtig erscheint. Durch die Freigebigkeit von G. Diederichsen sind die Mittel für die ersten notwendigen Ausgaben bereitgestellt. Die Einteilung wird nach Berufskreisen geplant und einheitlich durchgeführt werden. Der „Quickborn“ bittet alle um Mitarbeit, die Kenntnis von früher üblichen Ausdrücken haben, sei es im kaufmännischen Betriebe, im Marktverkehr, in der Schifffahrt, im Handwerk, im Gasthofgewerbe, Fuhrwesen, in öffentlichen Dingen, in der Naturbeschreibung, in Spiel und Tanz usw.

Theodor Storm über Plattdeutsch. In dem unlängst veröffentlichten Nachtragband (9) von Theodor Storms Sämtlichen Werken findet sich auch eine Stelle, in der sich Storm über das Verhältnis von hochdeutscher und niederdeutscher Dichtung äußert: „Klaus Groth hat irgendwo bei Besprechung seines „Quickborn“ einen besonderen Nachdruck auf die Überwindung der formellen Schwierigkeit gelegt, mit welcher der plattdeutsche Dichter zu kämpfen habe. Allein er hat in seinem „Paralipomena“ tatsächlich dargetan, daß in einer und der hauptsächlichsten Beziehung wenigstens die größere Schwierigkeit auf Seiten des hochdeutschen Dichters ist. Allerdings reicht die plattdeutsche Sprache nicht so weit wie die hochdeutsche, eine Menge von Stoffen sind sogar von vornherein gänzlich ausgeschlossen; allein dagegen bietet sie auch dem Dichter, soweit ihr Gebiet geht, die allergrößten Vorteile. Sie wird von einem Teile des Volkes gesprochen,

¹⁾ Schroten = Sägen.

der seinen Ausdruck noch mehr aus der unmittelbaren Anschauung als aus der Reflexion schöpft und besitzt daher eine Fülle anschaulicher lebendiger Worte und ganzer fertiger Wendungen; in diesen seit Jahrhunderten aufgehäuften und — was die Hauptsache ist — durchaus unangenehmt Reichtum hat der Dichter nur hineinzugreifen, und es wird sich die im Sprachschätze fertig vorgefundene Phrase an der richtigen Stelle ausnehmen, als sei sie speziell aus der jedesmaligen Situation erwachsen und gehöre dem Dichter eigentümlich. Daß eine solche richtige Verwendung des im Sprachschätze Vorhandenen eben auch einen Dichten erfordert, versteht sich freilich von selbst. In der hochdeutschen Sprache dagegen ist alles Fertige bereits so abgegriffen und verbraucht, daß es nur in den seltensten Fällen und durch die größte Kunst des Dichters einen frischen Eindruck hervorzubringen vermag, in der Regel sogar mit Sorgfalt vermieden werden muß; und von dem mit eigentümlicher, energischer Anschauung begabten Dichter, wie z. B. Eduard Mörike einer ist, auch ganz von selbst vermieden und aus dem persönlichen Reichtum des Dichters ersetzt wird.“ Die feinen und klugen Worte schrieb Storm bei Gelegenheit einer Besprechung der hochdeutschen Gedichte Klaus Groths, die er kräftig abwies, im Jahre 1854, also zu einer Zeit, wo die niederdeutsche Literaturbewegung in ihren Anfängen stand. Seitdem ist sie üppig in das Kraut geschossen, unzählige „Dichter“ haben das niederdeutsche Sprachgut „für sich dichten und denken“ lassen und den Reichtum, den Storm noch als unangenehmt bezeichnen durfte, tüchtig verbraucht. Es wäre zu wünschen, daß der Stormsche Grundgedanke mehr Allgemeingut würde, er könnte ein Verantwortungsgefühl stärken, das auch ein Dichter nicht entbehren kann.

B3.

Ein niederdeutscher Roman als Zukunftsforderung. Im „Quickborn“ 9. Jahrg. 1916 S. 93 schließt der bekannte niederdeutsche Forscher Conrad Borchling eine gehaltvolle Biographie von Hendrik Conscience mit den nachdenklichen Worten: Uns Niederdeutschen im Reich ist Hendrik Conscience heute eigentlich ganz unbekannt. Das ist sehr bedauerlich, denn wir haben doch gewiß keinen Überfluß an guten niederdeutschen Volkserzählern. Conscience im Original zu lesen, wird den meisten von uns zu beschwerlich sein, obgleich gerade hier ein ernsthafter Versuch des Sichhineinlesens die Schwierigkeiten zum guten Teil beseitigen würde. Es muß darum dringend verlangt werden, daß plattdeutsche Übersetzungen der besten Erzählungen Conscience hergestellt und in ganz Niederdeutschland verbreitet werden. Sie würden dann wiederum niederdeutsche Dichter zur Nachahmung anregen, für die ja heimische Stoffe übergenug zu Gebote stehen. Vielleicht wird auf diese Weise dann auch einmal der große niederdeutsche historische Roman geschrieben werden, der uns so bitter nottut. Will unsere plattdeutsche Dichtung nicht rettungslos in Zersplitterung und seichten Kleinkram untergehen, so muß endlich wieder ein großer zusammenfassender Schritt geschehen, es muß ein echter Dichter kommen, der die sprachliche Sorgfalt und Ernsthaftigkeit der Grothschen Vertellen mit der blühenden Phantasie und flüssigen Erzählerkunst der Reuterschen Romane zu vereinigen weiß. Ein Humorist wie Reuter und Brindeman soll er nicht sein, eher in Fehrs Spuren treten. Aber über die Enge des holsteinischen Dorflebens soll ihn der Stoff aus unserer alten ruhmvollen niedersächsischen Geschichte hinausführen in die Weite des altniederdeutschen Lebens, auf die Burgen der sächsischen Edlen, in die gewerbfleißigen Städte und hinaus aufs weite Meer, wo die Flagge der Hanse wehte, oder ins ferne Ostland, wo niederdeutsche Kolonisten die Grundlagen eines neuen Deutschlands gelegt haben. Steht uns auch nicht wie den Vlamen eine nachbarliche Schriftsprache als Stütze und Stab helfend zur Seite, so besitzen doch auch wir Reichsniederdeutschen eine alte, verklungene Literatur, eine alte reiche Geschichte und Kunst. Folgen wir dem Beispiele der Vlamen, entdecken wir uns selbst wieder und geben wir unserer niederdeutschen Sprache und unseren niederdeutschen Dichtern den festen Halt, den nur die Tradition, die Ehrfurcht vor dem historisch Gewordenen zu verleihen vermag!

To Hus. En Mund vull plattdütsche Rimels von Hans Much un 'ne Hand vull plattdütsche Biller von Frido Witte. Richard Hermes Verlag. Hamburg 1917. 2,50 Mk.

Der Titel hat seine besondere Bedeutung, denn es sind Gedichte eines mecklenburgischen Mannes, der vom Leben hart angefaßt und weit in der Welt herumgetrieben auf dem Heimatboden seinen Frieden gefunden hat. Die Art, wie er die Heimat anschaut, ist hier zu Lande ungewöhnlich; es ist die Stormsche schwere, mit mythischen

Anschauungen durchsetzte Traumstimmung. Darin ist wahrhaft Bedeutendes erreicht: Bilder wie das „von dem schlafenden Tod, der nicht geweckt werden darf“, in „Summer“, vom scheinbaren Frieden der weißen Schneedecke, die in Widerstreit mit dem roten Menschenblut gerät, in „Sledenfohrt“, dem Geheimnis der „Pütt“ gelangen nur einem echten Dichter. Die weichen, dem Gehalt sich voll anschließenden Verse rein und melodios runden die zwanzig kleinen Gedichte zu feinen Kunstwerken ab. Wir greifen als Beispiel heraus:

Oewer de Haid.

Ik rad, gah nich tau lat döörch de Haid!
 Dor sitt de oll Spinnfru un spinnt.
 Un süßt du ehr, ritt sei den Faden smart af
 Un grint mal, un smitt em in'n Wind.
 Un wo du ok geihst, dor dreihst di dat rüm,
 Un du grippst nah den Faden in'n Wind.

Ik rad di, gah nich tau lat döörch de Haid!
 Dor größst de oll Grassknecht un söcht.
 Un süßt du em buddeln, denn lacht hei mal geel,
 Un böhrt sinen Grasscheit tauhöcht.
 Un wo du ok geihst, dor größst dat kliffklaff,
 Un wo du ok steihst, dor süßt du en Grass. —
 — Kind, gah nich tau lat döörch de Haid!

Über die Bilder sagt die Vorrede: „N' Maler in de Haid funn, dat weck von sin Biller datfülwige seggen wullen, as den Meckelnbörger sin Rimels. So kümmt dat, dat dei Biller dorbi sünd, und dat de Haidjer 'n meckelnbörgsch Kled anhatt.“ Richtiger umgekehrt, daß die Gedanken des Mecklenburgers in die Haideszenerie versetzt sind; stören wird das niemand, sie passen auch dahin, zumal der Zusammenklang von Inhalt und Form hergestellt ist. Die Bilder in Holzschnittmanier gehalten, mit kräftigen ausdrucksvollen Linien, schließen sich an gute alte Tradition an: im Szenischen, besonders den Bäumen altdeutscher „Donaufstil“, im Figürlichen Ludwig Richter, so führen auch sie in dieselbe Märchenstimmung wie der Inhalt.

Die Ausstattung ist die einfach tüchtige, die wir bei dem Hermannschen Verlage, der mehr und mehr die Führung der plattdeutschen Literatur übernommen hat, gewohnt sind.

Bz.

Ziller Kriegszeitung. Die vierte Auslese. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker. Druck und Verlag der L. K. Preis gebunden 4 Mk.

In den unmittelbar hinter der Front erscheinenden Zeitungen, der Ziller Kriegszeitung, Gazette des Ardennes, Vogesenwacht, Champagne-Kamerad, Im Schützengraben, Sappe, Drahtverhau, Warshawer, Wilnaer u. a. liegt ein ganz außerordentlich wertvoller Stoff nicht nur für das Verständnis des Verlaufes dieses furchtbaren Krieges, sondern besonders für den Geist, der uns seine Durchführung möglich macht. Sind es doch die Leute selbst, die hier neben allen Härten, Pflichten, Abhaltungen und Grausamkeiten des Krieges noch Zeit und Lust und Sammlung aufzubringen wußten, um in schlichter deutscher Art von ihrem inneren und äußeren Erleben zu sprechen. Der eine tat's in soldatisch knapper Prosa, der andere schilderte mit dem Griffel oder dem Zeichenstift, was er gesehen, der wieder fügte in Reime, was ihn bewegte. Sonnenstrahlen goldenen Humors blühen überall aus Text und Bildern. Und wieviele dieser Beiträge stammen aus der vordersten Stellung, sind von Feldgrauen niedergeschrieben in Stunden, da ihnen der Tod über die Schulter blickte.

Wenn unter jenen Zeitungen die Ziller Kriegszeitung eine besondere Bedeutung erlangt hat, so verdankt sie das sicher zum großen Teile ihrer Zeitung, die in den Händen eines bekannten Schriftstellers, des Hauptmanns d. L. Höcker liegt. Die schriftstellerische Erfahrung hat der Zeitung einen auch rein literarisch hohen Gehalt gegeben, und es ist sehr zu begrüßen, wenn von Zeit zu Zeit aus den vorzüglichen Blättern eine Auslese in Buchform und Bildertafeln gegeben wird. Es liegt jetzt die

vierte vor, schmuck ausgestattet, mit vielen Bildern versehen, gedruckt mit französischen Lettern, die — es fehlt das ä usw. und wir müssen uns an ae usw. gewöhnen — eine eigenartige örtliche Note hineinbringen. Es ist der Zeitraum vom August 1916 bis Kaisers Geburtstag 1917, der dieses Mal zusammengefaßt wird. B3.

Hermann Fornaschon, Sturmfried 1917. Der vaterländischen Dichtungen dritter Teil. 30 Pf. Reinertrag für Wohlfahrtsbestrebungen des Landeskriegerverbandes Lübeck. Druck von Julius Heise, Lübeck.

Wir kennen unseren treuen Mitarbeiter als einen stark empfindenden, echt deutschen Mann, der auch in dieser Sammlung kraftvolle ernste Töne, wie sie dem Ernst der Zeit entsprechen, anzuschlagen weiß, und doch den Humor seiner mecklenburgischen Heimat sich nicht verkümmern läßt. B3.

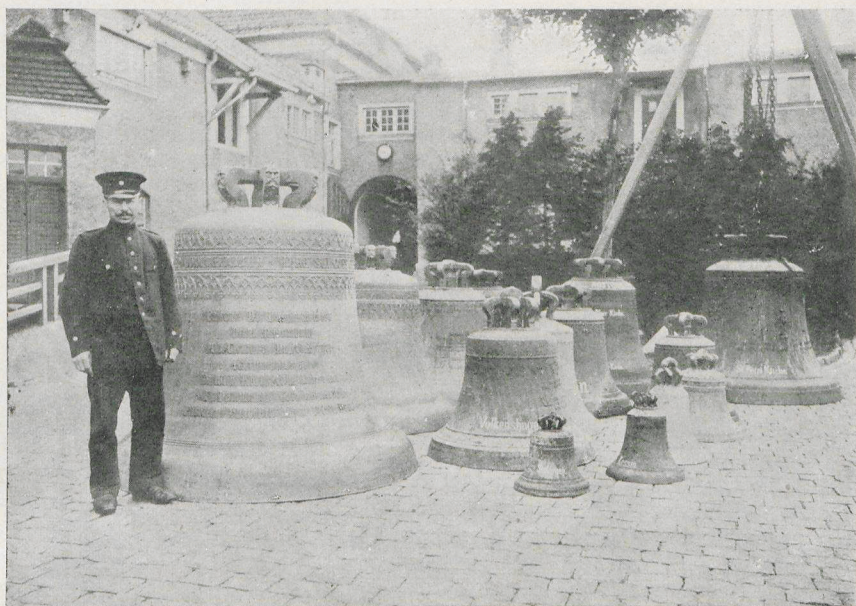


Klosterhof in Rostock ¹⁾.

¹⁾ Mit Rücksicht auf die Besprechung im vorigen Heft ist oben stehende Skizze des bekannten Mecklenburger Malers (†) Gustav Pflugradt von Interesse, die uns Herr Landesbaumeister Diering in Stettin freundlich zur Verfügung stellt. Die Skizze (von 1888) zeigt den Klosterhof (Kreuzgang) in einem etwas anderem Zustande als er jetzt ist, nachdem die Kirche einer Restauration unterzogen wurde.

Schriftleitung: Professor Dr. B e i ß - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. G e i n i ß - Rostock,
Geh. Oberbaurat P r i e s - Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Cüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprung'schen Hofbuchdruckerei.



Don der Glockensammlung in Rostock.

Mecklenburg.

Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg

(Landesverein des Bundes Heimatschutz.)

12. Jahrg.

November 1917.

Nr 3.

Mecklenburgs Sandwüsten?

Don Raimund Eberhard, Schwerin.

Neulich habe ich einmal wieder so recht von Herzen gelacht. Lese ich da in den Gesprächen Goethes mit dem Weimariſchen Kanzler von Müller, und ſtoße in einem Geſpräch vom 17. September 1823 auf den in der Ueberschrift ſtehenden Ausdruck. Goethe ergeht ſich da in einer Schilderung des Zaubers Walter Scottſcher Romane, den er der „Herrlichkeit der drei britiſchen Königsreiche und der unerſchöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Geſchichte“ zuſchreibt, und er knüpft hieran die Bemerkung, daß „ſich in Deutschland nirgends zwiſchen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüſten ein fruchtbares Feld für den Romansſchreiber findet.“ —

Mecklenburgs Sandwüſten! Nun ich denke, darüber kann man als echter Mecklenburger wirklich einmal ſo recht von Herzen lachen. Alle ſchuldige Ehrfurcht vor dem Genius eines Goethe, vor ſeinem Wiſſen, ſeinem Können, ſeinen

unvergänglichen Schöpfungen. Aber von Mecklenburg hat der gute Goethe keine Ahnung gehabt, obwohl er einmal in eine hübsche junge Mecklenburgerin, Ulrike von Levezow, bis über die Ohren verliebt gewesen ist und ihr so um dieselbe Zeit, wo er sich über Mecklenburgs Sandwüsten aufhielt, als alter Knabe noch einen Heiratsantrag gemacht hat. Nun, manchmal schläft auch der alte Homer, heißt's im Sprichwort, was sagen will, daß auch einem großen Geiste einmal eine Dummheit passieren kann, und so wollen wir es denn auch unserm Goethe nicht verübeln, wenn er uns Mecklenburgern Sandwüsten angedichtet hat.

Mecklenburgs Sandwüsten?! Nun, neulich stand ich auf dem hohen Turm des prächtigen neuen Schweriner Gerichtsgebäudes, von wo man einen herrlichen Blick hat rings weit, weit über mecklenburgisches Land. Ach, da ging mir das Herz auf über all die Schönheit, all die Fruchtbarkeit, all den Reichtum mecklenburgischen Landes. Da lag vor mir im schönsten Sonnenschein, strahlend hingebreitet, das liebliche Schwerin mit seinem wunderbaren Schloß, seinem mächtigen Domturm, seinen zierlichen anderen beiden Kirchen, seinen öffentlichen und privaten Gebäuden schönster Art, und um alles dies gebreitet ein Kranz von blauen Seen, der große Schweriner See mit seinen hübschen Inseln und waldigen Ufern, und die anderen Seen alle, der Ziegelsee, der Östorfer, der Medeweger, der Lankower und dort hinten gen Westen blickt gar aus Waldesgrün hervor das blaue Auge des unbeschreiblich schönen Neumühleener Sees. Und rings überall, soweit der Blick nur schweift, Wälder und Wiesen, Gärten und Felder, Hügel und Täler und freundliche Dörfer, überall liebliche Schönheit, Wohlstand, Gedeihen, Fülle, Mannigfaltigkeit. Rein nichts von Sandwüste, rein gar nichts. Da kann man lange suchen, ehe man eine so schöne, so fruchtbare, so abwechslungsreiche Landschaft findet, wie hier bei Schwerin.

Aber haben wir nicht auch sandige Gegenden und mageren Boden in Mecklenburg? Dort gleich hinter Schwerin nach Ludwigslust und Hagenow zu fängt ja „de gries' Gegend“ an, „wo Doß un Haas sick gode Nacht seggen“, wo Buchweizen gebaut wird und Heideflächen und Kiefernwälder sich dehnen, und diese Art der Landschaft streckt sich weithin bis zur Elbe durch die Iabelsche Heide über Lübbthen nach Dömitz.

Nun, ich denke, ist's dort auch nur magerer Boden, und nur eine schlichte, einförmige Gegend, so ist's doch keine Sandwüste; auch hier überall Gedeihen und Wohlstand, und für den, der Augen zum Sehen und ein Herz voll Heimatliebe hat, eigene zu Herzen sprechende Schönheit. So denke ich denn noch voller Freude daran, wie vor langen Jahren mein seliger Vater, der damals Amtsverwalter in Dömitz war, mich als kleinen Jungen bei Amtsreisen in der „Halbkajse“ mit auf die Dörfer nahm. Da fuhren wir denn an der Elbe oder auch an der mächtigen Elbe entlang durch die fruchtbaren Elbwiesen und dann durch die endlosen schweigenden Tannenwälder und kehrten am Ende im Schulzenhause an, wo Vater zu tun hatte, und „Schultenmudder“ mir die Taschen mit Äpfeln, Birnen oder Backobst füllte und mich mit süßer, frischer Milch und einem feinen Schinkenbutterbrot labte, wonach mir noch jetzt in der Kriegszeit das Wasser im Munde zusammenläuft. Da ist mir so eine innige Liebe zu unserem kernigen mecklenburgischen Landvolk ins Herz gewachsen und so ein recht tiefes Verstehen der Schönheit einsamer Tannenwälder und weiter Wiesen- und Heideflächen.

Zuweilen fuhren wir dann von „Däms“, dem alten lieben Däms, auch einmal über Eldena nach Ludwigslust, wo Großvater wohnte. Damals gab's noch keine Bahn, und so konnte man denn vom Wagen aus sich so recht an der schönen

mecklenburgischen Landschaft erfreuen, und wir alle, Alte und Junge, Vater und Mutter und wir Kinder, taten's von Herzen. Die Herrlichkeit aber ging doch erst in Ludwigslust an, wo Großvater gerade am Kirchplatz dem Schlosse gegenüber wohnte. Ach, was gab's da alles zu sehen! Das prächtige Schloß und mitten im Grünen die Kirche mit den weißen Säulen und dem großen goldenen Kreuz, und dann der Schloßgarten mit seinen Wasserkünsten, seiner Fasanerie und anderen Herrlichkeiten! Da konnte man sich kaum satt sehen. Und noch jetzt nach weit über einem Menschenalter, wenn ich die alten lieben Stätten wieder auffuche, erfreue ich mich all der Schönheit, die Natur und Kunst hier ausgebreitet haben, und meine Freude wird noch inniger verklärt durch den Zauber der Erinnerung und das Gedenken an teure Tote, die nun schon eingegangen sind zur besseren Heimat, deren wir hier noch harren und deren Schönheit viel tausendmal schöner ist als alle irdische Schönheit. —

Einmal machten wir von unserem lieben Däms aus auch eine größere Reise, die dauerte einen ganzen Tag und führte nach „Punschendorf“, nach Penzlin, wo unsere andere Großmutter, meine liebe Patentante und die uralte gute „Tanten Zeller“ wohnten. Na, da gingen mir aber die Augen auf, so schön war's da. Gleich der alte Wall um die Stadt mit den vielhundertjährigen herrlichen Eichen, dem Wallgraben und der Stadtmauer auf der einen und den schönen Gärten auf der anderen Seite. Und nicht weit davon der See und daran der Mühlberg und der hochgelegene Kirchhof, von wo aus man Penzlin mit seiner Kirche liegen sah, wie eine Henne, um die sich die Küchlein scharen. Und dann erst die Burg, vor allem die alte mit dem Hexenkeller und der Burggarten und der englische Garten mit ungezählten Himmelschlüsseln, Walderdbeeren und anderen Herrlichkeiten, die wir in den Tannenwäldern bei Däms nicht kannten. Ja, da war's wirklich schön, und das wissen wohl auch die schönheitsfeligen Malerleut, die jetzt alljährlich dahin kommen und die herrliche Gegend abmalen, und aller Welt zeigen, wie schön es — trotz eines Goethe — im mecklenburgischen Lande ist. Bloß daß man jetzt die alte Stadtmauer durchbrochen, einen Damm durch den Wallgraben geschüttet und einige der herrlichen Eichen abraziert hat, das ist mir so recht wie ein Stich durchs Herz. Denn wirklich, in dem alten lieben Städtchen mit seiner verfallenen Burg, seiner alten Stadtmauer, seinem Graben und seinen Eichen konnte man sich in die Zeit gleich nach dem 30jährigen Kriege zurückversetzt fühlen, und so ein rechter Dichter mit einem Herzen voll Heimatliebe könnte über diese Gegend ebenso schöne geschichtliche Romane schreiben, wie es seinerzeit Walter Scott über schottische Landschaften getan hat. Und kommt man gar erst von Penzlin aus ins Strelitzsche hinein, so nach Hohenzieitz, wo die Königin Luise starb, oder nach Neubrandenburg mit seinen Toren, Mauern, Wällen und Türmen, an denen Tilly sich den Schädel einrannte, da ist man mitten in der Historie drin und in der allerschönsten Landschaft. Doch davon will ich nur lieber schweigen, denn sonst fange ich noch an zu schwärmen. Da mag einmal ein Mecklenburg-Strelitzer selber kommen und ein Loblied über seine gesegnete herrliche Heimat anstimmen. Nur eins möchte ich anführen zum Preise von Mecklenburg-Strelitz. Traf ich da einmal im Thüringer Walde einen Herrn, der erzählte mir, er habe einen Reisenden getroffen, der die ganze Welt bereist habe. Der habe ihm erzählt, die schönste und lieblichste Stadt, die er je gesehen, sei ein Städtchen im Mecklenburgischen, es sei Neubrandenburg. Nun, hab' ich mich da aber als Mecklenburger gefreut, obwohl ich nur ein Schweriner bin, und wenn jetzt ein Mecklenburger mir etwas von Rotenburg ob der Tauber

vorschwärmt, wo's gewiß wunderschön und voll geschichtlicher Erinnerungen ist, so frage ich ihn: „Haben Sie schon einmal Neubrandenburg gesehen?“, und wenn er's dann verneint, so rate ich ihm dringend, auch einmal Neubrandenburg zu besuchen und die Schönheiten und Denkwürdigkeiten der eigenen Heimat kennen zu lernen. — Ja, ja, wenn ich in späterer Zeit als Student von Berlin nach Güstrow zu ins Mecklenburgische hineinfuhr und so in die Gegend von Fürstenberg, Neubrandenburg oder Neustrelitz kam, da lachte mir, der eben noch im Preußischen mitten durch „unseres Herrgotts Streusandbüchse“, die Mark Brandenburg, gefahren war, das Herz im Leibe über all die Schönheit und die Fruchtbarkeit mecklenburgischen Landes, und ich hätte am liebsten mit jenem „Kanadier, der Europens übertündchte Höflichkeit nicht kannte“, ausgerufen: „Ja, wir Wilden (nämlich wir Mecklenburger, über die in der Welt draußen so viel törichtes Zeug geredet wird), wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

So könnte ich nun noch viel von der landschaftlichen Schönheit Mecklenburgs und dem Reichtum seiner geschichtlichen Erinnerungen, seinen herrlichen Städten und prächtigen Schlössern und Kirchen sagen. Aber es würde am Ende des Rühmens und Preisens zu viel werden. Da will ich nur kurz erwähnen, wie ich als Schüler auf fröhlichen Turnerfahrten und Wanderungen in den Ferien und später als Student von Rostock aus und als Einjähriger Mecklenburg nach allen Richtungen hin die Kreuz und die Quer durchstreift und so all seine Schönheiten und Herrlichkeiten kennen gelernt habe, und wie ich auch heut und diesen Tag noch immer neue Herrlichkeiten und Schönheiten entdecke. Da nenne ich nur meine spätere Heimatstadt Güstrow mit ihren vielen schönen Seen und Wäldern, wo ich — um nur etwas zu sagen — im Winter Schlittschuhfahrten über den Sumpf- und den Inselfee gemacht habe, die mir mit all der Schönheit norddeutscher winterlicher Pracht noch heute strahlend vor der Seele stehen. Da nenne ich weiter die Mecklenburgische Schweiz bei Malchin und Teterow, die Rostocker Heide, den Hütter Wohl und die Kühlung bei Doberan und Kröpelin, sodann die herrliche Mecklenburgische Seenplatte zwischen Waren, Malchow und Plau, und die liebliche Gegend bei Sternberg, Goldberg und Brüel mit dem reizenden Kloster Dobbertin auf der einen Seite und der alten schönen Antoniter-Präzeptorei Tempzin am Tempziner See am prächtigen Blankenberger Holz auf der anderen Seite. Und dann nördlich davon das idyllische Warin mit seiner malerischen Umgebung und das romantische Neukloster mit dem entzückenden Klaasbachtal. Ferner das köstliche Kleinod Dargun im Osten und das nicht minder köstliche Kleinod Gadebusch im Westen, beide mit schönem altem Schloß, lieblichem See und grünen Buchenwäldern. Schließlich Parchim mit seinem Sonnenberg und den waldigen Eldeufem im Süden und die wundervolle Ostseeküste von Boltenhagen bis zum Fischland im Norden. So könnte ich noch lange fortfahren, auf Stätten der Schönheit und auf geschichtlich bedeutsame Erinnerungen hinzuweisen. Doch es kann auch des Guten zu viel werden. Wenn aber jetzt aus allen deutschen Gauen die Sommergäste in alle Gegenden von Mecklenburg kommen, um sich an seiner Schönheit zu erfreuen und sich an seiner gesunden, reichlichen Nahrung zu kräftigen (jetzt im Kriege ist's halt auch bei uns knapp; das mögen sich die Hamburger und Berliner merken, die da denken, Mecklenburg sei das Land, darinnen Milch und Honig fließt!), so ist's ein Zeichen, daß von Sandwüsten bei uns nicht die Rede ist. Ach nein, in Sandwüsten baut man keine Luftkurorte und Fremdenpensionen, wie sie jetzt in Mecklenburg wie Pilze aus der Erde schießen; man denke nur an Zippendorf und Mueß

an den lauschigen Buchten des Schweriner Sees, an Silbermühle, Seeluft und Stuer am Plauer See und an unzählige Stätten, wo Leib und Seele ausruhen und sich an Schönheit und Stille erquicken können.

Mecklenburgs Sandwüsten? Nun, gerade in den Tagen, als ich auf den Goetheschen Ausspruch stieß, erhielt ich von einem unserer Feldgrauen, der am Rhein in der schönsten Gegend in einem Lazarett lag, eine Karte. Darin heißt es wörtlich:

„Die Gegend ist hier sehr schön, aber ich meine, unsere liebe mecklenburgische Heimat ist in den meisten Punkten viel, viel schöner!“ Und der Mann, der das schrieb, war nicht ein Vornehmer und Gelehrter, sondern ein einfacher Mann aus dem Volke, ein ehrsamer Handwerker, dessen echt mecklenburgisches Gemüt aus jenen Zeilen spricht. Ging mir's doch vor Jahren ähnlich. War ich vor längerer Zeit einmal im Herbst am schönen Neckar in Heidelberg und genoß die Herrlichkeit dieses paradiesischen Fleckchens Erde in vollen Zügen. Und als ich nachher nach meinem damaligen Wohnort Ribnitz kam und nun an schönen milden Herbsttagen die weite Ribnitzer Binnensee so strahlend dalag und am Abend sich purpurn und goldig die Wolken über dem silberglaten Spiegel des Sees türmten und träumerisch im Wasser widerspiegelten, da ward ich mir bewußt, wie unendlich schön — so recht im Gegensatz zu Heidelberg — die mecklenburgische Heimat ist und wie tief die Liebe zu ihr in meinem Herzen verankert.

Nun, gibt es wohl eine Heimat, die für ein Kind eben dieser Heimat nicht schön wäre?! Der Vers des guten rheinländischen Hausfreundes Peter Hebel:

„Aus der Heimat kommt ein Schein,
's muß lieblich in der Heimat sein!“

ist, denke ich, jedem, der fern der Heimat weilt, und so vor allem unseren Feldgrauen im Schützengraben, die sehnsüchtig von einem Wiedersehen in der Heimat singen, aus der Seele gesprochen. Doch unsere mecklenburgische Heimat ist nicht nur für uns Kinder dieser unserer Heimat schön, sondern wir können sie mit Stolz jedem Fremden zeigen, und wenn der gute Goethe auch nur einmal das Heimatland seiner angebeteten Ulrike von Levezow betreten hätte, so würde er ganz gewiß nicht von Mecklenburgs Sandwüsten gesprochen haben. Nun noch einmal, wir wollen ihm seine Sandwüsten nicht nachtragen, sondern ihm für alles das, was er uns Deutschen, was er auch uns Mecklenburgern geschenkt hat, von Herzen danken. Uns Mecklenburgern aber hat er noch ein besonders kleines Geschenk gemacht. Denn als unserem tapferen Landsmanne, dem alten Vater Blücher, auf dem Hopfenmarkte in Rostock ein Standbild errichtet werden sollte, baten die mecklenburgischen Stände Goethe, er möge eine Inschrift für das Denkmal dichten. Und da kann man denn noch heute auf dem schönen Blücherdenkmal die Goetheschen Verse lesen:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß!
So riß er uns
Dem Feinde los!



Zu dem Aufsatz:

„Die Namen der mecklenburgischen Sölle“

in der Zeitschrift Mecklenburg des Heimatbundes Mecklenburg, 10. Jahrg. (1915)

1. Heft S. 14 ff.

S. 27. Büd, Butt, Bütt. Das Soll ist einer Butte oder Bütte verglichen, einem kleinen vom Böttcher hergestellten Holzgefäß ohne Henkel.

Größere Butten wurden auf dem Rücken getragen. Vor etwa 100 Jahren hausierten in unserm Lande öfter sog. „Buttenträger“, die in ihrer Butte auf dem Rücken allerlei kleine Sachen, Gläser und Schachteln mit Arzneien, Bänder, Zwirn usw. zum Verkauf mit sich führten. Einer, von meinem Großvater nach seiner Herkunft befragt, antwortet, er komme „oben aus dem Reich“ (Bapern).

Cliesendiek. Klies (Clies) kann Personennamen sein. Der zweifelhafte Familienname Callies (Kallies) wird noch jetzt, wie nach Ausweis meines alten Kirchenbuchs vor 200 Jahren, in Clies zusammengezogen.

In der Klüger Gegend haben die Kinder ein Spiel mit kleinen Steinen, das sie Klies nennen. Eine Erklärung des Namens fehlt mir bisher.

Furkuhl kann eine Kuhle sein, aus der man Fuhren (Wagenladungen) Lohm u. a. holt, oder die durch solche Benutzung entstanden ist.

Gade-Soll: das bequem, passend gelegene Soll.

Gähten-, Gaeden-Soll: Die Bestimmungsworte sind wohl Personennamen.

S. 28. Küben-, der Küben-Diek: Küben = Kübel, größeres Gefäß für Flüssigkeiten, z. B. „dat Bruküben“, in den Häusern beim Brauen des Bieres gebraucht.

Lies-Soll: Lies ist wohl aus dem Slavischen zu erklären; Fuchs-Soll: der Fuchs hat in der Nähe seinen Bau.

Liesch: vielleicht ist das um den Teich her wachsende Lieschgras (Phleum) gemeint.

Mahrkuhl: Mahr = Made = Mott oder Motte (Schlamm). Es ist eine Kuhle oder Soll, worin viel Motte enthalten ist, oder woraus die Motte entfernt ist, das ausgemottet ist.

Mölle ist wohl = Möller, Müller.

Napp = Napf, kleines Gefäß aus Ton, Porzellan, Glas (vgl. den Personennamen Glasenap) usw. Ich kenne es, außer in Spucknapf, besonders als Gefäß, aus dem man kleine Kinder essen oder trinken läßt. Als nähere Bestimmung zu Soll bezeichnet es den geringen Umfang desselben.

Noch mehr wird die Kleinheit des Solles durch

Nipp hervorgehoben: es ist so klein, daß man daraus nur nippen, nur mit kleinsten Maßen, wie ein Vogel mit seinem Schnabel (Nippe, Nibbe), schöpfen kann.

Pirk-Sahl: Pier, auch verlängert Pierik und dann zusammengezogen in Pierk, ist Wurm, Regenwurm.

Pflug-Ijen: die Form des Solles ist der eines Pflug-Eisens ähnlich.

Posen-Diek: ein Teich, auf dem sich die Gänse gern aufhalten und in der Mauserung nicht bloß kleine Federn (Daunen usw.), sondern auch große, die „Schwungfedern“, Posen verlieren, mit denen geschrieben wird.

Saden Waders Kölken: Sade(n)water kann Personennamen sein. Aber was ist Sade-Wasser?

Schmök-Soll: Smok, Smök = Schmauch, Rauch. Smöken wird oft vom Verbrennen der Hexen gebraucht. Bei Roggenstorf gibt es eine „Brandkuhl“ (ursprünglich wohl eine Sand- oder Lohmgrube), worin als Hexe die Küsterfrau im 17. Jahrhundert gesmök, verbrannt wurde.

Süwerkuhl: eine Kuhle oder Soll, das gesäubert, das von der Motte oder von den es überwuchernden Pflanzen gereinigt ist.

Struck-Soll: ein Soll, an dessen Rand Strauchwerk, Gebüsch steht.

Therbut: so heißt das Soll vielleicht wegen seines trüben, schlammigen Wassers. In einer Bütte wurde der Teer zum Schmieren der Wagenachsen aufbewahrt.

Wier-Soll: Wier = Weide (salix), ein von Weiden umstandenes Soll.

Wierksahl: Wierk = Entiech, gebildet aus Widiak, bei uns in Mecklenburg: Wädik. Das Wort wird aus Westfalen bei uns eingedrungen sein.

Rostock, Juni 1917.

H. Peek.



Baugeschichtliches aus Stavenhagen
im 18. Jahrhundert und zu Reuters Kindheitszeit.

Don Regierungsbaumeister L o r e n z , Rostock.

In Reuters liebevollen und köstlichen Schilderungen einer mecklenburgischen Kleinstadt um 1800 in der „Franzosenzeit“ und in „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ spielt naturgemäß neben dem Schlosse, der Residenz des alten Amtshauptmanns Weber, das Haus seiner Kindheit, das Rathaus, eine große Rolle. Beide sind aber nicht nur Reuters wegen für den Freund heimatischer Geschichte von Bedeutung, sondern sie sind auch selber Bauwerke, die über den Durchschnitt der sonst in unseren Kleinstädten erhaltenen, meist recht anspruchslosen Profankunst hinausragen.

Über die Entstehungszeit und den Baumeister des jetzigen Schloßgebäudes, dessen Hofansicht Abb. 1 wiedergibt, ist nichts näheres festzustellen. Es ist nur

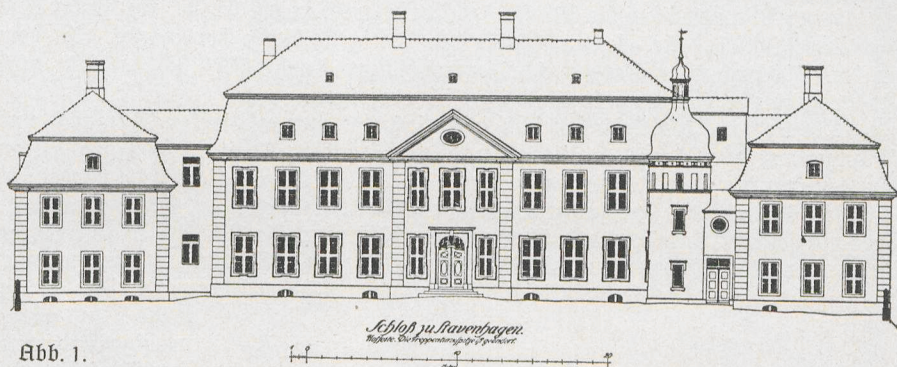


Abb. 1.

bekannt, daß der Bau angeblich für die Herzogin Magdalene Sibylle als Witwen-
sitz errichtet ist an Stelle einer älteren Burganlage aus dem Mittelalter, die schon
im 13. Jahrhundert auf dem steilen Schloßberge als Sitz der Adelsfamilie von
Stove bestanden haben muß. Das Inventar von 1610 gibt eine genaue Be-
schreibung der alten, mit einem stattlichen Turme geschmückten umfangreichen
Burganlage, die im übrigen hauptsächlich aus Fachwerkgebäuden bestanden hat.
So kommt es, daß eine Feuersbrunst 1727 mit der Stadt auch das Schloß ver-
nichtete, das auf einem Stadtplane der Zeit als „wüstes Schloß“ bezeichnet wird.
1746 führt eine Baubeschreibung schon den jetzigen Neubau an. Die Akten über
diesen sind verloren gegangen. Bewohnt hat die Herzogin den Neubau nicht,
vielmehr wurde er, da das alte am Fuße des Schloßberges belegene Amtshaus
wegen Bauauffälligkeit 1737 abgerissen war, gleich für das Amt und die Dienst-
wohnung des leitenden Beamten eingerichtet. Mittelalterliche Bauspuren sind
in dem Gebäude nicht zu finden, außer vielleicht im Kellermauerwerk, sonst ist
der Bau eine typische französische Schloßanlage des 18. Jahrhunderts. Ein zurück-
liegender zweigeschoßiger Mittelbau enthält beiderseits neben einer geräumigen
Diele mit breiter zweiläufiger Holztreppe aus gebräuntem Eichenholz die Haupt-
räume, die jetzt größtenteils die Wohnung des Domänenbeamten, zum Teil auch
Amt und Amtsgericht beherbergen. Zwei durch kurzen Zwischenbau verbundene
niedrigere einfacher gehaltene Flügel fassen beiderseits den Hof ein, die rechts
Wirtschaftsräume, links wohl früher Dienerschaftswohnungen enthielten. Eine

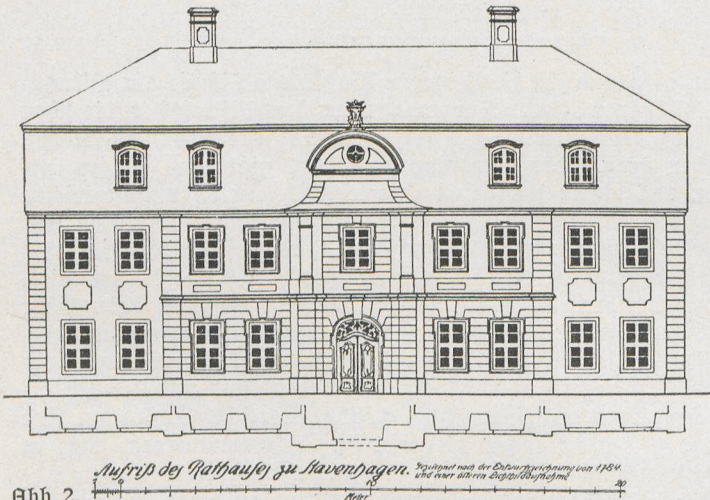
niedere Mauer schließt dem Rande des Schloßberges folgend den Hof ein, auf einer Seite führt von der Stadt her eine steile Auffahrt mit prachtvoller Allee durch ein schlichtes Torpfeilerpaar auf den Hof. Der auf der Zeichnung rechts sichtbare runde Treppenturm ist eine Zutat der 70er Jahre, als das Amtsgericht in das Gebäude verlegt wurde; der zwiebelförmige Abschluß ist ein Verbesserungsvorschlag des Verfassers, der besser zum Stilcharakter des Schlosses passen wird als die jetzige kegelförmige Schiefer Spitze. Sonstige Gebäude finden sich auf dem Schloßberge nicht; die Ställe liegen am Fuße der Höhe am Wege zur Stadt. Leider lassen sich die einzelnen Räume, in denen die schönen Szenen aus der Franzosentid spielen, jetzt nicht mehr feststellen: für die Gerichtsstuw', Mamsell Westphalens jungfräuliches Gemach, de blage Stuw' usw. sind keine Anhaltspunkte zu finden, nur der Rökerbähn, aus dem Friß Sahlmann die Wurst stahl und wo Mamsell Westphalen sich versteckte, ist noch an dem rauchgeschwärzten Holz auf dem Boden des rechten Seitenbaues zu erkennen.

Ein wundervoller Blick bietet sich von der Terrasse hinter dem Schlosse und den oberen Räumen über die Wipfel des Parks weit in die Ebene, wo hinter dem Ivenacker Schloßparke die Turmspitze der dortigen Kirche hervorragt. In dem an den Abhängen des Berges sich hinabziehenden Parke läßt sich der jetzt noch Wasser führende Graben mit Wall deutlich verfolgen.

Die Formen des Schlosses sind sehr einfache; gutprofiliertes Mansard- und Hauptgesims, gequadrerte Ecklisenen und ein einfaches Fensterrahmprofil bilden den Schmuck des Baues, nur ein goldenes FF im Mittelgiebel und die mit einem schmalen Gesims bedachte Haupttür betonen die Mittelsache. In ihrem Oberlichte liegt ein schönes Sprossenwerk über reichem Kämpfer, die Tür selber ist neueren Ursprungs. Im Innern sind die schlichten Türen und Tafelungen aus warmem dunkelgebeiztem Eichenholze mit Messingbeschlägen bemerkenswert. Das Ganze

zeugt in seinen wohlgegliederten Verhältnissen und Abmessungen von der Hand eines geschickten Baukünstlers, dessen Name leider unbekannt ist.

Wenige Schritte vom Schlosse am Fuße des Berges liegt an der Breitseite des Marktplatzes das stattliche Rathaus, Friß Reuters Geburtshaus. 1780 ent-



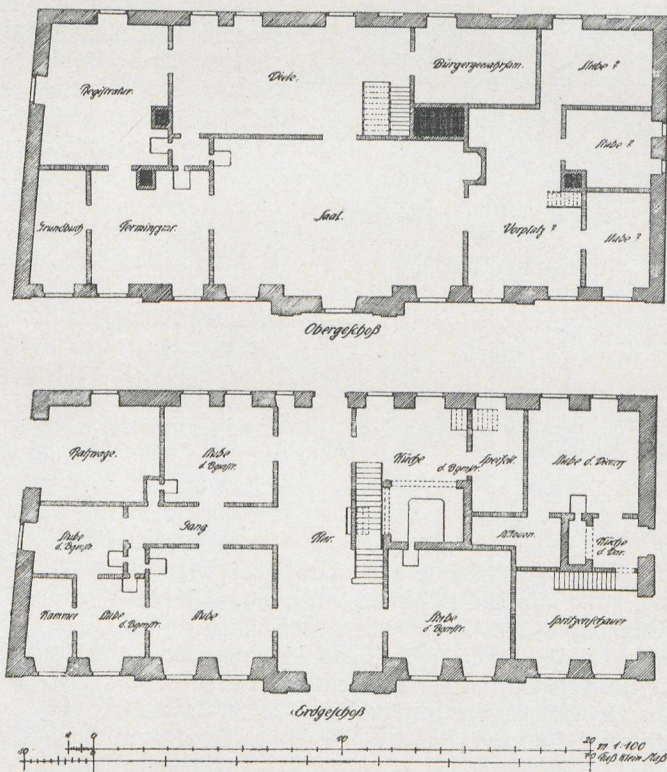
Stadt zum Neubau an Stelle eines herzoglichen Wachthauses. Der Bau, zu dem der Herzog eine einmalige Beihilfe von 400 Reichstalern zahlte, wurde 1785 ausgeführt; der Riß, vom Maurermeister C. A. Müller verfertigt, sowie die Kostenanschläge der Handwerker und die Materialberechnungen liegen noch zu den Stadtakten. Die Abb. 2 gibt die Fassade wieder, wie sie nach dem

Entwurfs mit geringfügigen, bei der Ausführung getroffenen Änderungen können sich bis zum Umbau in den 90er Jahren darstellte. Der innere Grundriß wurde bei diesem Durchbau verändert, indem u. a. der große Saal im 1. Geschoße durchgeteilt wurde. Seine frühere Einteilung geht aus der Abb. 3 hervor, die dem noch erhaltenen Baurisse entnommen ist. Die 2. Stube links vom Eingang ist Reuters Geburtszimmer. Die Architektur der Fassade ist etwas reichlicher als die des Schlosses; die mittleren 5 Achsen werden durch profilierte Fensterumrahmungen und ein Stockwerksgeims vor den beiden Seitenteilen hervorgehoben, die Mittelachse außerdem noch durch ein mit rundem Giebel abgeschlossenes Risalit. Durch das Gesims erhält die Fassade einen breit gelagerten gedungenen Eindruck. Ihr Schmuckstück ist die Haustür in elegantesten und zierlichsten Rokokoformen mit einem reizenden Oberlichte, aus dessen Mitte noch bis vor kurzem die Hauslaterne weit vorsprang.

Gegenüber dem
Rathause liegt am

Markte an der Ecke der hier abzweigenden Hauptstraße die Apotheke, von 1798 bis 1814 der Wohnsitz des aus der Franzosentid bekannten Rats Herrn Herse, der die Apotheke gepachtet hatte. Ein stattlicher Giebel erhebt sich am Markte, ausgezeichnet durch sonderbare Fensterumrahmungen in Puß, die in ihrer krausen Umrißlinie nur dadurch verständlich werden, daß man sich auf ihnen ein Rokokoornament mit Ranken und Voluten gemalt denken muß. An der Straße fällt als Hauptschmuck das zierliche Portal in den elegantesten Rokokoformen auf (Abb. 4), das fast ohne gleichen in Mecklenburg einzigartig vorkommt. Jeder Teil der Tür selber und des bis an die Dachtraufe stoßenden, ein Fenster umschließenden reichen Architekturaufbaues ist mit graziösem Holzgeschnitztem Ranken- und Volutenwerk überzogen, ohne daß die

Grundrisse des Rathhauses zu Slavenhagen
vor dem Durchbau (nach der Zeichnung des Maurermeister C. A. Küller vom Jahre 1794)



Hjßström, im März 1917
 Innen, Regierungsbaumeister

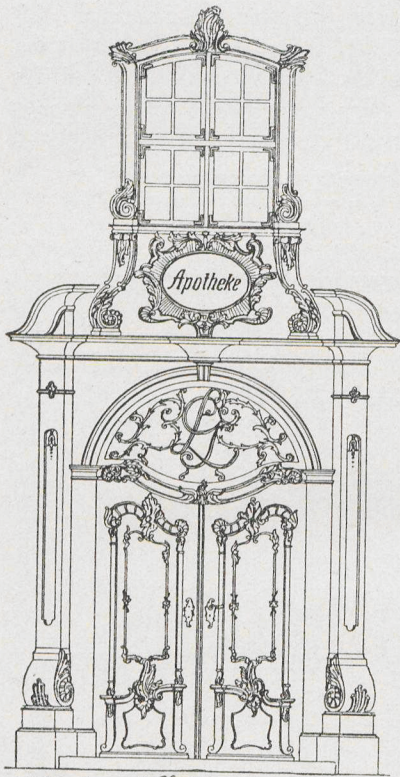


Abb. 4. 2. Haupttür

Grundform des klaren architektonischen Aufbaues verdeckt würde. Im Oberlichte der Tür finden wir das Monogramm des Erbauers Gottfried Lindner, der 1779 Besitzer der Apotheke wurde. Die Formen weisen große Ähnlichkeit mit denen der Rathhaustür auf. Sie wird also aus dessen Erbauungszeit um 1780 stammen und vermutlich von dem Tischlermeister Mohrmann angefertigt sein, der nach einem noch erhaltenen Verträge die Tischlerarbeiten am Rathause ausführte. Die Abb. 4 zeigt die Haupttür, die Abb. 5 die Nebentür am Markte, die die Komposition und Schmuckformen der ersteren vereinfacht wiederholt.

Nachtrag.

Während der Drucklegung des obigen Aufsatzes fand der Verfasser in den Akten einige ältere Inventare und Zeichnungen vom alten Schlosse vor dem Neubau, die von einigem Interesse sein werden.

Aus den Zeichnungen geht hervor, daß an Stelle des jetzigen Hauptgebäudes ein zweistöckiges massives Gebäude mit gewölbtem Keller gestanden

hat, dessen Fundamente beim Neubau mitbenutzt sind, denn die Maße stimmen überein. In der Mitte davor ein Turm mit Wendeltreppe zum Obergeschoße, im Erdgeschoße neben einem durchgehenden Flure beiderseits eine Stube mit je zwei Nebenzimmern, auf der Rück- oder Grabenseite drei Abortausbauten. Nach dem Inventar von 1610 (im Archiv) ist dieser Bau 1606 von Herzog Carl I. von Mecklenburg-Güstrow erbaut; der Treppenturm war mit Kupfer gedeckt. Links neben diesem Hauptgebäude, an Stelle des jetzigen linken Seitenschlängels, stand ein hoher „gefangen-Thurm“ von quadratischem Grundrisse mit einer großen und vier kleinen schindelgedeckten Spitzen. Nach der rechten Seite folgen, die unregelmäßig verlaufende Ringmauer unterbrechend, fünf Gebäude, die zum Teil nach außen massiv, innen in Fachwerk errichtet, 1610 als das „alte Haus, drey Gemächer hoch mit Windelstein, ein Steinhauß des Hauptmanns Isoment, ein Gebewde mith 4 giebeln, und als Brauw- und Backhauß genannt werden. Von

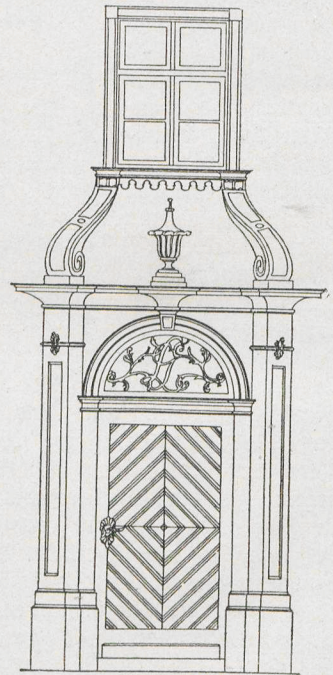


Abb. 5. 1. Nebentür am Markt

diesen sind 1738 nur noch zwei turmartig vorspringende Fundamente vorhanden; die jetzige Hofumfriedigung folgt aber deutlich dem Zuge der alten Ringmauer. Zum Schlusse kommt das Torhaus, wo jetzt die Auffahrt zum Schloßhofe ist; die Zeichnungen geben aber einen anderen Zufahrtsweg an, der von der Stadt aus auf dem inneren Walle zwischen den beiden nassen Gräben verlaufend, eine Strecke, mittels einer 1738 als „rudera einer von selbststeinen gemaureten“ bezeichneten Brücke dicht neben dem Gefangenturme den Schloßhof erreicht. Doppelter, nasser Graben mit Wall dazwischen zieht sich, jetzt noch deutlich erkennbar, rings um den Schloßberg. Nach dem Inventare von 1696 muß das Schloß schon stark verfallen gewesen sein, denn es heißt: „ist nicht inventiret, weil die Brücke dafür ganz herruntergefallen, und man ohne höchster gefahr nicht dahinauff kommen können“. 1702 wird gesagt, daß „das Schloß ist nicht worden inventiret, weil es schon ganz ruiniret“, ebenso 1714. Ob der Brand von 1727 das Schloß vollends vernichtet hat, ist zweifelhaft; bis 1738 hat es, dessen Mauern zum Teil stehen geblieben sind, mindestens wüst gelegen; dann hat man, wie sich aus einer Berechnung der abzutragenden Schuttmassen auf einer der Zeichnungen schließen läßt, den Beginn gemacht, den Bauplatz aufzuräumen und den Schloßneubau vorzubereiten. Danach kann man die Entstehungszeit des Neubaus auf 1740 annehmen.



Die Enteignung der Kirchenglocken.

Es ist wohl im Lande bei manchem, namentlich unter unsern Mitgliedern, die Frage aufgetaucht: „Wie verhält sich der Heimatbund gegenüber der Enteignung der Kirchenglocken?“ Selbstverständlich gehorcht er der vaterländischen Pflicht, auf ein Sammentieren über den Verlust unersetzlicher Werte zu verzichten, wenn die Not des Vaterlandes einige — und wie sich herausstellt, die Gemütswerte nicht übermäßig erschütternde — Opfer fordert, aber er kann sich der Sache gegenüber auch nicht gleichgültig verhalten. Haben doch befreundete Vereine, so der „Landesverein für Heimatschutz im Herzogtum Braunschweig“, sich in verschiedener Richtung um die Sache bemüht. So hat dieser Verein durch ein „Merkblatt“, bearbeitet vom Herzoglichen Baurat Pfeifer in Braunschweig (Verlag von E. Appelhaus u. Co., Braunschweig, 50 Pf.), eingehende Anweisungen für die durch die Enteignung mit in Anspruch genommenen Geistlichen und Kirchenvorstände erteilt. Der Heimatbund Mecklenburg hat von solchen Schritten Abstand genommen, weil er die Sache in amtlicher Weise in die besten Hände gelegt mußte und seinerseits unternommene Schritte hier nur störend eingreifen konnten, indem sie bei den am Verfahren beteiligten Laien Verwirrung anrichteten, wie es stets zu befürchten ist, wenn eine solche Sache nicht nach völlig einheitlichem Gesichtspunkte behandelt wird. Dies war um so nötiger, als die ganze, umfangreiche Arbeit der Prüfung und Beurteilung von mehr als 1000 Glocken in der kurzen Zeit von etwa zwei Monaten beschafft sein mußte und von Herrn Museumsdirektor Professor Dr. Josephi trotz aller Erschwerungen durch fehlende Fuhrgelegenheit und andere gegenwärtige Reiseunzuträglichkeiten beschafft wurde.

Herr Josephi hat die Liebenswürdigkeit gehabt, dem Vorstande des Heimatbundes einige Mitteilungen über das Verfahren und das Ergebnis seiner Arbeit zu machen, wovon der Vorstand in dem Nachstehenden seinen Mitgliedern Kenntnis gibt.

Zwar ließ die Beschlagnahmeverordnung schon erkennen, daß alle Glocken, denen zweifellos ein höherer Kunst- oder Altertumswert innewohnt, erhalten bleiben und solche, bei denen ein Wert überhaupt in Frage kommen konnte, jedenfalls vorläufig zurückgestellt werden sollten; wie aber dieser Wert abzuschätzen sei, das konnte selbstverständlich weder die militärischerseits erlassene Beschlagnahmeverordnung noch die vom Oberkirchenrate hierzu erlassene Anweisung vorschreiben. Dem mit der Beurteilung des Kunstwertes der Glocken beauftragten Herrn Sachverständigen fehlte also jeglicher bestimmter Anhalt für sein Vorgehen. Auch die Verzeichnung der Glocken im Schlie'schen Werke: „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin“ erwies sich nicht als hinreichend zuverlässig, teils weil bei Feststellung des Glockenbestandes vielfach Laien hatten mitwirken müssen, teils weil inzwischen Veränderungen eingetreten waren. Herr Professor Josephi mußte sich daher zunächst zur Ausarbeitung von „Richtlinien“ entschließen, durch die — und zwar mit möglichst weitgehender Abgrenzung — die zur Anmeldung Verpflichteten auf die äußeren Eigenschaften rettungswürdiger Glocken hingewiesen wurden. Diese Richtlinien sind dann von dem Oberkirchenrate den Pastoren übermittelt, so daß danach schon manche Reklamation sachlich behandelt werden konnte. Aber noch weitere Rückfragen wurden nötig und trotzdem trat noch in vielen Fällen eine einseitige, verkehrte Beurteilung des Wertes der Glocken, nach Wohlklang — eine diesen berücksichtigende Verordnung ist erst nachträglich erlassen — nach rein persönlichen Erinnerungen oder persönlichem Geschmack unter Verkennung der kunstgeschichtlichen Rücksichten zutage. Da konnte trotz alles Zeitaufwandes und mannigfacher Beschwerden nur örtliche Feststellung entscheidend sein.

Über seine Tätigkeit teilt Herr Professor Josephi noch während seiner Arbeit wörtlich mit:

„Was besonderen Wert hat (Gruppe C in dem Anmeldungsdrucke für die Beschlagnahme) und demnach dauernd zu erhalten ist, was mäßigen Wert hat (Gruppe B) und demnach vorläufig zu erhalten ist, sind relative Begriffe, die landchaftlich verschieden gegeben werden müssen. Ich freue mich, feststellen zu können, daß meine allgemeine Auffassung, wie ich nachträglich erfuhr, sich fast völlig mit der des bayerischen Generalkonservatoriums deckt; auch in der Provinz Sachsen gelten, wie ich kürzlich in der „Woche“ las, ähnliche Grundsätze.“

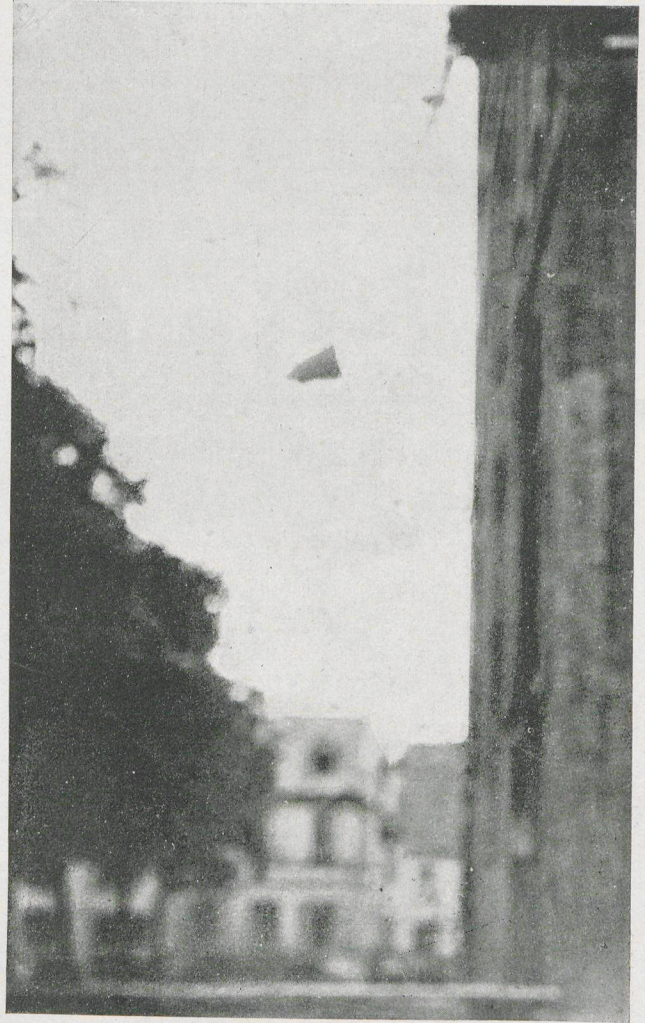
In die Gruppe C setze ich alle beschrifteten Glocken bis etwa zum Jahre 1600; unbeschriftete nur dann, wenn sie eine für die Glockengeschichte bedeutungsvolle Form haben. Ferner gehören in Gruppe C alle über den Durchschnittragende verzierte Glocken von 1600 ab sowie alle mit wertvollen Inschriften, wobei ich allerdings den Begriff „wertvoll“ sehr eng fasse.

In die Gruppe B gehören alle unbeschrifteten mittelalterlichen Glocken, sofern nicht besondere Gründe gegen die Erhaltung sprechen, ferner durchgehends alle Glocken von 1600 ab bis zu 1780, sofern sie nicht in Gruppe C gehören. Bayern nimmt als Endtermin 1770 an, was für Mecklenburg nach meinen bisherigen Erfahrungen zu kurz ist. Provinz Sachsen geht bis zum Biedermeier, was für Mecklenburg nicht gelten kann, da der Zeitraum nach meinen bisherigen Erfahrungen zu lang ist, weil hierzulande der Verfall ungefähr um 1780 vollzogen ist. Da ich aber schöne und seltsame Glocken der Empirezeit, wie zum Beispiel die mit Rokoko-Ornament im Schweriner Dom, fand, pflege ich für diese kritischen Zeiten womöglich selbst zu inspizieren oder, wenn das nicht geht, nochmal Rückfrage zu halten.

In die beim ersten Zugriff einzuschmelzende Gruppe A kommen alle nachmittelalterlichen schlichten Glocken und dann die ja einen Tiefstand verkörpernden Glocken des 19. Jahrhunderts, sofern sie nicht wegen anderer Gründe in Gruppe B oder C zu versehen sind.

Ich selbst be-
sichtigte also tunlichst
die glatten Glocken,
sofern sie mir mittel-
alterlich erschienen,
ferner die vermutlich
besonders schön ver-
zierten Glocken der
Zeit von 1600 ab.

Wenn die Glocken
der Gruppen A und B
eingeschmolzen sein
werden, wird der
Glockenbestand Meck-
lenburgs ein seltsames
Bild bieten. Das Land
wird reich an schönen,
beschrifteten mittel-
alterlichen Glocken
sein, die den Höhepunkt
edelster und fein-
fühligster Glockengießer-
kunst verkörpern. Aus
der Folgezeit bis zum
Anfange des neun-
zehnten Jahrhunderts,
der die Hauptmasse des
jetzigen Glockenbestan-
des entstammt, werden
nur vereinzelte Stücke
vorhanden sein, diese
aber von ganz beson-
derem künstlerischem
Reichtum oder künst-
lerischer Schönheit.
Von den Verfallwerken
des neunzehnten Jahr-
hunderts werden wir
dagegen so gut wie
gar nichts besitzen.

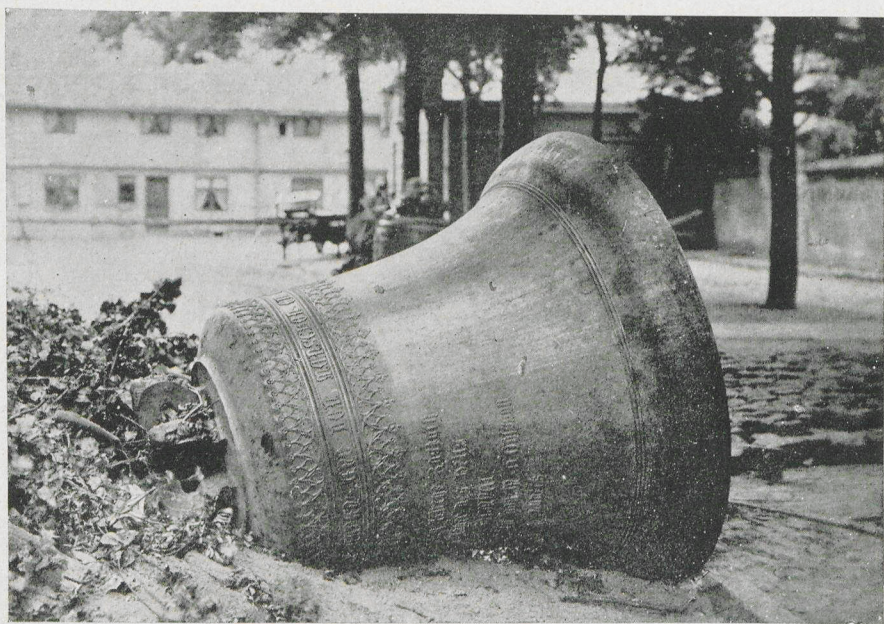


Absturz einer Glocke vom Turm der Marienkirche in Rostock.

Vom heimatkundlichen Standpunkte aus ist das Wichtige, daß uns alles erhalten bleibt, was wir an beschrifteten mittelalterlichen Glocken besitzen, und das ist ein Ergebnis, für das wir den für die Beschlagnahme maßgebenden Behörden lebhaften Dank schulden. Aus den späteren Zeiten kann infolge oft ungenügender geschichtlicher und kunstgeschichtlicher Auskünfte leichter ein Stück verloren

gegangen sein, das vielleicht schön und edel war, aber der Verlust ist zu verschmerzen, denn aus diesen Zeiten haben wir soviel Schönes, daß man den etwaigen geringen Abgang ruhig ertragen kann, zumal er ja einer hohen Aufgabe diene. Im ganzen sind mehr als 300 Glocken gerettet worden, eine überraschend hohe Zahl, die nur dadurch erklärlich ist, daß unser Heimatland in ganz auffallender Weise an Werken des Mittelalters reich ist.“

Der Heimatbund, der sich mit diesem Vorgehen des Herrn Sachverständigen in allen Einzelheiten einverstanden erklären kann, knüpft hieran den Wunsch, daß die denkwürdigen schönen Glocken, die hierdurch unserm lieben Heimatlande erhalten bleiben, auch ferner ihrer hehren Aufgabe mit Erfolg dienen mögen und dazu beitragen, daß nach dem Kriege bei uns das Reich wachse, zu dessen Dienste



Die abgestürzte Glocke im Gewicht von 85 Zentnern.

sie gegossen sind, die Glocken aber, denen wir hiermit ein Abschiedswort zusrufen, mit Erfolg dazu helfen mögen, unser schönes Vaterland zu schirmen und das Deutsche Reich zu festigen und zu wahren.

Der Heimatbund nimmt aber weiter Veranlassung, bei dieser Gelegenheit seinem geehrten Mitgliede, Herrn Professor Dr. Josephi, für die Art der Durchführung seiner Aufgabe zu danken, insbesondere auch zu danken für den seinen Mitteilungen angefügten Vorschlag:

„Eine lohnende Aufgabe des Heimatbundes wäre es, dahin zu wirken, daß die neuen Glocken, die nach dem Kriege kommen werden, nicht denselben Tiefstand, nicht diese entsetzliche Nüchternheit verkörpern, wie die Glocken des 19. Jahrhunderts. Anregungen in dieser Hinsicht, Preisausschreiben usw.

wären geeignete Mittel, mit denen der Heimatbund einer guten Sache dienen könnte.“

Der Heimatbund wird dieser Anregung demnächst gerne Folge geben.

Schwerin, den 24. Juni 1917.

Heimatbund Mecklenburg, Arbeitsgruppe 4.

Pries.

Wir geben hierzu (s. Kopfbild) drei Bilder aus Rostock: Auf dem Hofe der Rostocker Feuerwache stehen die aus dem Kommunalverband Rostock abgenommenen Glocken. Die anderen Bilder zeigen die vom Marienkirchturm im Juli 1917 herabgeworfene Glocke von ungefähr 85 Zentner Gewicht. Vor dem Absturz hat sie auf dem heruntergeklappten Schlitten mit der Öffnung nach Westen gelegen. Wie das Bild zeigt, überschlägt sie sich im Fallen. Sie kommt unten auf einem aufgeschütteten Sandhaufen wohl erhalten mit der Öffnung nach Westen gewandt an.

Über die Bedeutung, welche die Glocken in Sage und Glauben unseres Volkes haben, wird ein Aufsatz von R. Wossidlo aufklären, den das nächste Heft bringen soll.

Die Glocke.

In stiller Höhe durst' ich wohnen,
Dem Frieden diene stets mein Klang,
Der wie aus fernen Himmelschtronen
Versöhnend auf die Erde drang.

Da rief auch mich die schwere Stunde
Von meiner heil'gen Höh' herab,
Auf daß ich aus Kanonenumde
Verkünde donnernd Tod und Grab.

O, daß mein Opfer mag bedeuten
Ein Ende für den Westenbrand,
Auf daß ich heimkehr' bald, zu läuten
Den Frieden meinem Vaterland.

(Aus Rostock.)

Die plastischen Bildnisse der Königin Louise in Hohenzieritz.

Von Arch. Konrad Hustaedt, Neustrelitz.

Als die Königin Louise am Frühmorgen des 19. Juli 1810 im Schlosse zu Hohenzieritz die Augen geschlossen hat, ist man sogleich bemüht, die geliebten Züge der Mit- und Nachwelt zu erhalten. Der im Herbst des Jahres 1802 in die Dienste des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, des Vaters der Entschlafenen, als Baukondukteur getretene Bildhauer Christian Philipp Wolff (geboren 1772 zu Helsen im Fürstentum Waldeck, † 1820 in Berlin), ein Jugendfreund Rauchs, wird nach Hohenzieritz beordert und ist an dem darauf folgenden Abend mit Abnahme der Totenmaske beschäftigt. Ein alle Momente der plastischen Denkmalsverewigung nach ihrem Tode umfassender Versuch wird nur immer im Anschluß an dieses Bild zu rechtfertigen sein.

Nur wenig ist von der Plastik des so frühe abgerufenen Künstlers auf uns gekommen. Von den sonst urkundlich überlieferten plastischen Arbeiten, mit denen er gelegentlich der in den Jahren 1803/04 und 1805/06 vorgenommenen Veränderungen im Residenzschlosse zu Neustrelitz, meist auf Geheiß seines Gönners, des kunstreundlichen und kunstverständigen Erbprinzen Georg, betraut wurde, ist leider nichts erhalten. Eine Popularität zu erlangen, ist diesem Totenbildnis selbst versagt geblieben, aber fast sämtliche Bilder nach dem Heimgang der Königin sind unter Benutzung von Wolffs Maske entstanden. Es sei hier nur an

Ternites Bild erinnert, der vom Könige ausdrücklich beauftragt wurde, die Entschlafene „unter Benutzung der Büste von Wolff zu malen“. Nach kopierte diese dann in Öl, da Ternite sich damals nur der Pastelltechnik bediente. Daß Wolffs Totenmaske auch Rauch bei seinen Bildnissen trotz allen subjektiven Empfindungsvermögens vorbildlich gewesen ist, ist als sicher anzunehmen. Denn Rauch hatte die Königin nur als Lebende gesehen, zum letzten Male, als er sie, bereits seines Amtes als Kammerdiener enthoben, in Charlottenburg, wo damals das



Hoflager aufgeschlagen war, modelliert hatte. Dies war im Jahre 1804, vom 27. Juni bis zum 23. Juli. Die Überarbeitung fand später in Rom nach dem Tode der Königin in Marmor statt; Anklänge an die Juno Ludovisi sind unverkennbar darin enthalten. (Orig. Hohenzollern-Museum.)

Die Charakterisierung in dem Bailleu's „Königin Louise“ abschließenden Anhang von Paul Seidel: „Die zeitgenössischen Bildnisse der Königin Louise“ weist ausdrücklich darauf hin: „An der ersten Stelle der nach dem Tode Louises erschienenen Bildnisse und von keinem anderen übertroffen, steht ihre von dem

Strelitzer Bildhauer Wolff genommene und in verschiedenen Ausgüssen im Hohenzollern-Museum vorhandene Totenmaske. Während der im Profil abgebildete Wachsausguß den strengen Ernst des Todes nicht verleugnet, zeigt der von vorn abgebildete Gipsabguß himmlische Ruhe des Friedens, und die Schönheit Louises ruht in verklärter Form auf diesen Zügen, wie sie reiner und edler von keiner Kunst nachgebildet worden sind.“

Aber zu gleicher Zeit, wenigstens bald nach dem Heimgange der Königin, scheint Herzog Carl seinen Bildhauer mit der Modellierung einer Büste der Entschlafenen bei Lebzeiten beauftragt zu haben, worauf eine diesbezügliche Bekanntmachung Wolffs im 33. Stück der Neuen Strelitzischen Anzeigen vom 31. August 1810 ausdrücklich hinwies: „Unzeichneter hat die Ehre, einem hochzuverehrenden Publikum hierdurch gehorsamst bekannt zu machen, daß er die Büste Ihrer Majestät der hochseligen Königin von Preußen mit Allerhöchster Bewilligung in Gips, nach dem Original-Modell der von ihm in Marmor als Denkmal zu verfertigenden Büste, auf Subskription herausgeben wird. Er darf sich schmeicheln, ein sehr ähnliches Bild zu liefern, da er diejenigen Hilfsmittel zu benutzen die Erlaubnis hat, die nach dem Tode noch am sichersten zur Ähnlichkeit führen. Der Subskriptionspreis ist zu zwei Friedrichs'd'or festgesetzt, und wird gebeten, die Bestellungen in postfreien Briefen ergehen zu lassen. Wenn die Büsten vollendet, soll der Tag angezeigt werden, wo solche gegen baare Zahlung sogleich versandt werden sollen.

C. P. Wolff,

Bildhauer und Herzoglich Mecklenburg-Strelitzer
Baukondukteur in Neustrelitz.“

Die Büste, deren Marmor-Original dann ja als Denkmal einige Jahre später in dem der Entschlafenen zu Ehren errichteten Tempel im Garten von Hohenzieritz, in nächster Nähe des Schlosses aufgestellt wurde¹⁾, scheint aber im Laufe des genannten Jahres noch nicht vollendet gewesen zu sein, denn eine betreffende Ankündigung, die gelegentlich der Bekanntmachung des Auftrages ausdrücklich verheißen war, findet sich nicht vor. Erst die nächsten Jahre werden die Vollendung des Werkes gebracht haben. Der Künstler war außerordentlich in Anspruch genommen durch den Palaisbau für die ältere Schwester Louises, Friederike, die sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Prinzen Ludwig von Preußen († 1796), zwei Jahre später mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm zu Solms-Braunfels vermählt hatte und nun wohl in Hinblick auf den immer mehr vereinsamenden Vater ihren Wohnsitz in Neustrelitz aufzuschlagen gedachte.

Im Gegensatz zum Bilde der Toten schafft Wolff so ein Bild der Lebenden, wie es der Schmerzgebeugte Vater an der ihm durch Freude und Trauer immer inniger ans Herz wachsenden Lieblingsstätte, die ihm durch den Tod der geliebten Tochter nun als eine heilige Stätte erschien, errichtet wissen wollte. Als Sanktuarium seines zerrissenen Herzens und seiner dennoch stille gewordenen Seele, aber zugleich auch eine stille Zuflucht seiner schönsten Erinnerungen:

„Doran geht ihr, Geliebte, eurem Freund,

Bald flieht wie Schaum

Des Lebens Traum,

Und ewig sind wir dort vereint!“²⁾

¹⁾ Abbildung s. Mecklenburg 1907 S. 50.

²⁾ Inschrift an dem vom Herzog Carl seinen beiden Gemahlinnen und fünf Kindern 1798 im Schloßgarten von Hohenzieritz errichteten Denkmale.

In seiner Marmorbüste zeigt der Künstler das Ideal der Lebenden, ihrer Würde sich auch bewußten Königin.

Auf Wolffs Totenbildnis wird die ganze Führung des Kopfes von einer wunderbaren Weiße, von einer lieblichen Milde bei allem Ausdruck der Majestät und Strenge des Todes neben der Schönheit Louisens beseelt. Die Büste der Lebenden zeigt dagegen eine straffe erhobene Haltung des Hauptes. Die dem Leben Wiedergegebene scheint ruhigen und gelassenen Sinnes in die Weite, in das lieblich schöne Landschaftsbild zu schauen. Auch hier bezeichnet nur ein schlichtes, mit zierlichen Palmetten geschmücktes Diadem, wie an Rauchs Grabstatue sie als Königin; und wie ein leise angedeuteter Strahlenkranz in Rauchs erstem Bildnis es schüchtern anzudeuten wagt, daß man sie gerne eine Heilige hat nennen mögen, so scheint auch hier, inmitten des sternengeschmückten Kuppelrunds, ein Strahlenkranz zwischen edelstem attischen Ornament auf eine Verherrlichung sinnverwandter Art hinzudeuten.

Der Künstler hat es mit seinem Vorwurf sehr ernst und gewissenhaft genommen, wie es seiner Charakteranlage entsprach. Darauf deutet — ganz abgesehen von der elastisch würdevollen Veranlagung des Ganzen — die fein abgewogene zarte und liebevolle Behandlung des Details. Die Königin ist ihrer Würde gemäß hoheitsvoll erhobenen Hauptes, das zierlich geordnete Haar in sorgfältigster Modellierung in den griechischen Knoten geschürzt, dargestellt, Hals und Oberteil der Brust dem Beschauer ganz erschlossen und von keinem Teil der Gewandung verhüllt. Der in zart geglätteten Falten am Oberkörper zunächst sichtbar werdende Chiton, unter dessen weicher Modellierung die Brüste leise angedeutet sind, wird von einer zierlichen Passe und einem Fassung und Abschluß bildenden Ornament in Eichenlaub gesäumt. Über dem dächtigen Chiton ist der Peplos leicht und lässig um die linke Schulter verschlungen. Aber die in jenem ersten Porträt in sanfterster Zartheit geschilderte harmonische Rhythmik des Wesens konnte doch in diesem nicht erreicht werden. Was in jener der Hauch der Ewigkeit geschaffen, war zu groß und rein für das Sterbliche, als daß es das natürliche irdische Leben auch im größten Streben nach möglichster Idealisierung des Stoffes hätte wiedergeben können.

Die Büste erhebt sich inmitten des Tempels auf glattem, säulenartigem, schlicht profiliertem Sandsteinpostament, von einer bronzenen Schlange als Ewigkeitssymbol umschlossen. Sein Inneres verwahrt das erste Eiserne Kreuz, das der Gatte Louisens stiftete, wodurch er dem ewigen Gedächtnis seiner treuen Lebensgefährtin als gutem Engel für die gute Sache, als heilige Märtyrerin einen Baustein mehr errichtete.

Wenn sich der Garten von Hohenzieritz schon früher gegen Ende des Jahrhunderts beim Herzoge durch die Erinnerung an die ihm durch den Tod ent-rissenen Geliebten zu einer auf ernstes Sinnen gerichteten Stätte zu wandeln begann³⁾, so sollte sich das der frühverlorenen königlichen Tochter geweihte Denkmal mit den früheren in holdesten Harmonie verschmelzen.

Das zweite Denkmal ist die Büste von Rauch im Sterbezimmer. Erst neunzehn Jahre später, als Rauch als gern willkommen geheißener Gast längere Zeit am Großherzoglichen Hofe, mit dessen Fürsten ihn schon von Rom her hohe künstlerische Interessen und freundschaftliche Beziehungen verbanden, weilte, wurde der Königin Büste aus edelstem Marmor, „es ist der beste,

³⁾ Vgl. „Mein Vaterland“, Mecklenbg. Monatsblätter für Familie und Haus 1914 Nr. 9 und 10; „Der Herzogliche Lustgarten zu Hohenzieritz um 1800“ von Arch. Konrad Huftaedt (Neustrelitz).

den ich je bearbeitete“, hatte der Künstler geschrieben, nach dem Originale in Charlottenburg feierlich auf marmornem Sockel aus Giallo antico am



Zweite Königinstatue von Rauch.

16. Juli 1834 aufgestellt. Die wunderbare, vom sanften Schmelz des durchsichtigen Marmors eigenartig, fast überirdisch verklärte Reinheit und Weichheit des Ausdrucks, die liebenswürdige friedliche Anmut in dem bewunderns-

werten Relief, in dem man ein blühendes, unverwelkliches Leben zu ahnen glaubt, begeisterte Körner bekanntlich in seinem Sonett zu den Worten:

„Du schläfst so sanft! —
Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder,
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.“

Die Aufstellung jener Büste bezeichnet eine neue Epoche in dem Entwicklungsgange der plastischen Denkmäler und leitet von Wolff zu Rauch hinüber. Dieser hohen künstlerischen Bedeutung war man sich wohl bewußt. Schon drei Tage später, am unvergeßlichen neunzehnten Julitage, zieht es den Großherzog Georg, den Lieblingsbruder der Verklärten, wiederum, diesmal in Begleitung seines Bruders, des Herzogs Carl, und seiner Schwester Therese, verwitweten Fürstin von Thurn und Taxis, in Gemeinschaft des gefeierten Bildners nach der nun durch der Schwester Bild verherrlichten Stätte ihres Scheidens. Im frohen und dankbaren Rückblick auf die am Großherzoglichen Hofe verbrachten Stunden beklagt Rauch die Eile der Zeit, „die mir nicht erlaubt hätte“, so schreibt er dem ihm in Freundschaft verbundenen Fräulein Auguste von Dewitz, „Ihnen noch mitzuteilen, welsch eine Fülle von Wohlwollen und Liebe in Hohenzieritz mir von den höchsten Herrschaften zu Theil wurde, die ich die Besiegelung des seit so vielen Jahren vielfach genossenen gnädigen liebevollen Wohlwollens nennen müßte, und gerne Ihnen, theuerste Freundin, wiederholt hätte. — Nie werde ich dieses Tages vergessen, der in Schmerz und Glück mir so wohlthätig war.“

Schon einige Jahre früher war ein anderes, mit jenem eng verwandtes Kunstwerk nach der durch eine rege und teilnahmsfreudige Kunstpflge auf allen Gebieten ausgezeichneten mecklenburgischen Residenz Neustrelitz gelangt. Es ist der Abguß in Gips der sog. z w e i t e n K ö n i g i n s t a t u e nach dem marmornen, ehemals im Antikentempel in der Nähe des Neuen Palais befindlichen, 1905 in das Hohenzollern-Museum übergeführten Original.

Schon während Rauch in Carrara mit der Überarbeitung der sog. ersten Königinstatue, wie sie zum Unterschiede von der zweiten bezeichnet worden ist, beschäftigt war, hatte sich in ihm ein Wandel seiner künstlerischen Anschauungen vollzogen. Wenn er mit den Augen oder dem Herzen seines Königs sah, so mußte ihm die Aufgabe in wesentlich anderem Lichte vorschweben, in der Erkenntnis, daß die Statue bei größter Naturwahrheit, die doch die Grundlage der vom König geäußerten Wünsche bildete, die natürliche Lebensgröße nicht überschreiten dürfe. Ein Marmorblock, „der in seiner herrlichsten Reinheit versteinertem Milchfluß gleich“, gab mit den Ausschlag. „Immerhin in derselben beliebten und glücklichersonnenen Lage, mußte sie dennoch mehr in das Naive gedacht sein, es mußte ein Grad von Würde und Anmut erreicht werden, gegen den die erste Statue nur wie ein Vorstudium erschien, die zweite aber als eigentliche Lösung der Aufgabe.“ Das ist im wesentlichen der Inhalt der über diesen Punkt an Schinkel, dem er vertrauensvoll in einem Briefe sein Geheimnis offenbarte, denn es war Rauchs stiller Wunsch, diese Arbeit streng geheim zu halten. Aber die Vollendung sollte lange währen. Erst im Jahre 1820 kommt sie nach Berlin, und erst vier Jahre später gelingt es dem vielbeschäftigten Künstler, sich der eingehenden, ihm ans Herz gewachsenen Arbeit dauernd widmen zu können. Endlich am 1. Dezember 1827 hatte Rauch dem König von seiner neuen Arbeit Mitteilung gemacht. Die Angelegenheit war doch eine fragliche und sehr bedenkliche, ja gewagte. Wohl

niemals hätte der König sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, Rauch, der gepriesene geniale Schöpfer des allgemein bewunderten und als Meisterwerk ersten Ranges gepriesenen Grabdenkmals in der stillen Gruft zu Charlottenburg, könne daran denken, das damals unter so eigenen Umständen gereifte, in sich abgeschlossene Werk in veränderter Gestalt noch einmal herzustellen zu wollen. Jene erste Grabstatue war ja unter der persönlichen stetigen Anteilnahme des Königs entstanden, und wie oft hatten nicht König und Künstler in stiller, nur dem Geiste des Denkmals gewidmeter, fast vertrauter Zwiesprache davor gestanden. So konnte es nicht ausbleiben, daß hier eine Verstimmung die Oberhand gewann, von der sich der König wohl, trotz aller späteren freundlichen und teilnehmenden Anerkennungen, niemals freimachen konnte. Wohl hatte der Künstler den Herzog Carl, den Bruder der Königin, zu einer vertrauten Besichtigung eingeladen, auch Schadow und Wichmann mit dem neuen Werke bekannt gemacht. Aber erst am 21. Januar 1828 erschien der König. Nun ward die Aufstellung im sog. Antikentempel in der Nähe des Neuen Palais befohlen, während die bislang in diesem befindliche Sammlung Friedrichs des Großen dem Museum überwiesen wurde.

Im Vergleich zum Charlottenburger Denkmal hat Rauch nach seinen eigenen Angaben in der zweiten Statue mehr Anmut und zugleich mehr Würde erstrebt und nach seiner Meinung auch so weit erreicht, daß Kenner wie Nichtkenner die in Charlottenburg aufgestellte für ein Vorstudium derselben ansehen und die letztere als die Lösung der Aufgabe anerkennen würden.

Zwei Umstände sind es, welche den Unterschied der beiden Bildnisse bedingen. Zunächst die weichere, zwangloser geordnete Gewandung, vor allem aber das spürbare Moment des Lebens. Beide symbolisieren gleichsam die anmutvolle herzbewegende Schönheit des letzten Bildes.

Ein schlichtes Sterbehemd, mit über das wirkliche Maß der Formen weit gedehnten Oberärmeln, der kühlen starren Ruhe einer wirklich auf dem Totenlager Gebetteten, deckt das erstere. Beim zweiten dagegen hüllt ein strengen antiken Motiven unmittelbar entlehnter, sorgfältig modellierter Peplos mit eng anschließenden, dreimal geknöpften Ärmeln die nunmehr in stiller Ruhe des Lebens hingestreckte Gestalt ein.

Dennoch sind die Gesamtmotive an beiden Bildnissen von gleichen Gedanken geleitet. Leicht gehoben ist der Oberkörper durch untergelegte Kissen, das Haupt zur Rechten geneigt, die Hände ruhen übereinander auf der Brust, der rechte Unterschenkel ist über den linken geschlagen. Daß aber bei beiden Werken Rauchs kein Zweifel über das entwichene Leben bleibt, erhellt ohne weiteres aus der leichten Erstarrung des Oberkörpers, des Halses und des Hauptes, eben jener Teile, welche die Todesgewißheit bezeugen.

Es ist nicht allein die im Vergleich zur ersten Lösung als lieblich zu bezeichnende Wendung des Hauptes, die den Kontrast bewirkt. Es ist ferner der Umstand, daß die linke Hand nur in zarter Berührung über den rechten Unterarm gelegt ist, das rechte Bein in zwangloser realistisch empfundener Geste über das linke geschlagen ist, dessen Fußspitze niedriger geneigt ist, als die Spitze des darunter liegenden Fußes. So konnte es Rauch wagen, dem ihm schon bei der Modellierung der ersten Grabstatue vorschwebenden, stets sehnächtig im Verborgenen getragenen Ideale unablässig folgend: „die Königin dem Leben und zugleich der empfindenden Teilnahme näher zu bringen, ohne sie ganz aus dem Todeschlummer zu befreien“.

Der Schöpfer selber hat jene zweite Statue immer als seine Lieblings-schöpfung bezeichnet, und auch der wohlberechtigte Ruhm, den das Werk in seiner Heimat sogleich erlangte, fand in der Ferne ehrenden Widerhall. Goethe schrieb

dem Meister unterm 11. März 1828: „Das zweite Bild der verewigten Königin ist mit der größten Teilnahme aufgenommen, und das in mancher Hinsicht bedenkliche Unternehmen mit allgemeinem Beifall gekrönt worden, wozu ich von Herzen Glück wünsche, denn das erste hatte sich so viele Neigung erworben, Erinnerungen so vieler Jahre waren daran geknüpft, daß es viel heißen will, wenn sich das Doppelbild nur daneben halten, geschweige denn den Vorzug darüber gewinnen will.“

Im Anschluß hieran sei derjenigen Büsten gedacht, welche Rauch von der Königin in aufrechter Stellung bei Lebzeiten oder auf Grundlage des bei Lebzeiten gegebenen Motivs geschaffen hat. Zu einer Neubearbeitung der Büste von 1804 gesellte sich im Jahre 1815 auf Befehl des Königs eine weitere, an der zu dem schon an der ersten vorhandenen, mit Palmetten verzierten Diadem ein zu beiden Seiten des Hauptes herabhängender Schleier trat. Wiederholt hat er diese in Marmor ausgeführt. So im Jahre 1815 für Graf Ostermann, Tolstoi und Lord Gover zweimal (1817). Dann in den Jahren 1824—1833 für die preußische Königsfamilie und für den Kaiser von Rußland. Und wiederum ließ dann diese Büste das Motiv zu einer neuen Auffassung, die als solche mit Asternkranz und Schleier bekannt ist. Eine Marmorausführung schenkte Rauch an den Oberhofmeister von Schilden in Anerkennung des ihm bei seinem Aufenthalt in Rom und schon früher in selbstloser Fürsorge erwiesenen Interesses. Schilden hatte dem Ehrengelerte angehört, welches den Sarg der Königin vom Sterbelager in Hohenzieritz nach der preußischen Hauptstadt übergeführt hatte.

Die in edlerem Material geformten Kopien von der Königin-Statue nach dem Charlottenburger Original sind folgende: Die Büste war schon gleich nach erfolgter Aufstellung des Originals an Lord Gover in London geliefert, in den Jahren 1824 und 1825 sind Kopien für die Prinzessinnen Louise und Charlotte, letztere später Kaiserin von Rußland, ausgeführt, dann ja, wie wir wissen, für das Sterbegemach in Hohenzieritz. Übrigens findet sich unter den Vorräten des Rauch-Museums in Berlin ein Marmorexemplar der selben Büste, über deren ursprüngliche Bestimmung nichts bekannt ist.

Bevor damals die Aufstellung der zweiten Königin-Statue in dem Antikentempel angeordnet ward, wurde noch eine echte Form von Bianconi entnommen und von dieser ein Abguß hergestellt, der von der Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz für ihren Gatten als Geschenk ausersehen war. Aber der seinem Schwager, dem Großherzoge Georg von Mecklenburg-Strelitz, in herzlicher Freundschaft ergebene König ließ es sich nicht nehmen, selber das Geschenk zu spenden. So wurde es schon im Jahre 1829 nach Neustrelitz übergeführt. Dort erhielt es seinen Platz „unter den schönen Bäumen des Schloßgartens, auch dem Eintretenden sichtbar durch die unverhüllten Glastüren“, in einem um 1800 errichteten oktogonalen Tempel mit Umgang, dessen Dach auf dorischen Säulen ruhte, während sich der Kern der Cella über ihm erhob.

Nach diesem Abguß ließ dann um das Jahr 1891 Großherzog Friedrich Wilhelm für die dem Andenken der verewigten Schwester seines Vaters errichtete, auf freier Höhe im Schloßgarten zu Neustrelitz thronende Gedächtnishalle eine Kopie in herrlichem Marmor von Rauchs geachtetstem und talentvollstem Schüler Albert Wolff arbeiten. Der Künstler war der Sohn jenes Mannes, dem es einst zugefallen war, am Sterbetage der Königin durch Abnehmen der Totenmaske als erstberufener Künstler nach ihrem Tode ihr schlummerndes Antlitz zu verewigen.

„Edele Frau, aus edlem Stamme,
Ruhe sanft in ew'gem Frieden
Nach des Lebens wilden Stürmen.“ ⁴⁾

So erscheint es als seltsame Fügung, daß Vater und Sohn, gleichsam am Beginn und Abschluß eines eigenen und auch einzigartig behandelten künstlerischen Vorwurfs stehen.

Der einst vom Könige dem Großherzoge verehrte Abguß aber ward nach Hohenzieritz gebracht und dort an der durch Louisens Tod geheiligten Stätte an der Seite von Rauchs erster Büste aufgestellt.

Eine verkleinerte Kopie in Alabaster war im Jahre 1843 durch Rauchs Vermittelung nach seinen Modellen von Gaetano Giolli in Florenz gefertigt, auf Bestellung der Königin Elisabeth, welche sie an die Herzogin Johann von Sachsen, Prinzessin Amalie, schenkte.

So sind wir in kurzen Zügen der chronologischen wie künstlerischen Entwicklung der dem Gedächtnis der Königin in Hohenzieritz gewidmeten Denkmäler gefolgt.

Und wieder ist es nicht weit zurück bis zu einem poesievollen, an verschwiegener Stätte des Schloßgartens von Hohenzieritz errichteten Altar, der am Geburtstage des Erbprinzen Georg geweiht war und nach des Chronisten Nachricht die sinnvolle Inschrift trug: „Allen guten Fürsten Mecklenburgs gewidmet!“

Und zwischen jenem im Jahre 1779 errichteten, längst verschwundenen Altare und dem späteren, dem Andenken der Tochter von ihrem tiefgebeugten, trauernden Vater gewidmeten Tempelbau, ragt an des Jahrhunderts Grenze das durch eine wehmütige, sehnuchtsvoll nach dem Jenseits gerichtete Gedankenwelt erklärte Denkmal, das jener Herzog den beiden, durch ein hartes Geschick von seiner Seite gerissenen jugendlichen Gefährtinnen seines Lebens und etlichen Kindern am verborgenen Hange des erinnerungsreichen Gartens widmete.

* * *

Als die scheidende Sonne schon geheimnisvoll die stillen verlassen Pfade des Gartens von Hohenzieritz grüßte, und die ersten schweigsamen Schatten der nahenden Nacht alles traumhaft zu umhüllen begannen, wanderte ich noch einmal durch all jene oftmals besungenen und gefeierten Stätten, die der Erinnerung an Louise und dem Gedächtnis der Ihrigen gewidmet waren.

Aber an der geweihtesten Stätte, im stillen Sterbegemache, küßt ein scheidender Sonnenstrahl wehmütig ihr schlummerndes Antlitz mit überirdischem Glanze, und es scheint mir, als erwecke ihr Abschiedsgruß die Schlafende zu einem neuen, höheren und reineren Dasein, als hauche sein himmlischer Atem dem kalten Steine neues Leben ein:

„Denn wie sie unvergleichlich
Im Leben war, so glaub ich, übertrifft
Ihr totes Abbild, was Ihr je noch seht
Und Menschenhand erschuf. Hier ist es, seid gefaßt,
Das Leben nachgeahmt zu sehn, so lebhaft
Nur Schlaf den Tod nachahmt.“

⁴⁾ So lautet die Inschrift auf der im Innern zu Häupten der Statue errichteten Totwittafel.



Ländliche Dienstvorschriften aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Ludwig Krause, Rostock.

Nan hat das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in deutschen Landen wohl zuweilen das Examenszeitalter genannt wegen der in allen Verwaltungs- und Berufszweigen immer mehr überhandnehmenden Prüfungen, und doch war uns das vorhergehende achtzehnte Jahrhundert darin, wenn auch nicht in der Häufigkeit, so doch in der Eigenartigkeit, noch über. Denn damals gab es sogar ein Heiratsexamen. Die „Dienst-Bauer und Wirtschafts-Ordnung für das der Stadt Rostock gehörige Guth Rövershagen“ vom 10. März 1767 bestimmt nämlich im § 29, es solle sich niemand „ohne Consens, ehelich verloben, immaßen hinkünftig keinem Unterthan, der noch zur Zeit unter 16 Jahren, eher ein Trauschein ertheilt werden soll, bevor er, durch eingebrachter schriftlichen Bescheinigung des Forst-Inspektors dargethan, daß er 5 junge Eichen, oder zähe Eschen, und 5 Obst-Bäume gepflanzt, auch 20 Path Weiden gestoßen, so alle im Wachsthum seyn, imgleichen, daß er einen Hand-Beweis auf des Forst-Inspektors Hoff davon abgelegt, daß er, ohne jemandes Beihilffe, einen Wagen, jedoch ohne Rähde (Räder), oder einen Hacken, oder Pflug, zu welchen ihnen das Nuß-Holz gereicht werden soll, mit eigener Hand, untadelich versertiget, oder auch an einem zu bestimmenden Orte einen Baum-Schlag gedecket.“ Die jungen Heiratskandidaten sollten also erst ein richtiges Handfertigkeitsexamen vor dem Rostocker Forstinspektor ablegen, um nachzuweisen, daß sie auch als städtische Forstarbeiter brauchbar seien, bevor sie die Heirats- und damit die Niederlassungs-Erlaubnis bekamen.

Auch um die Bewirtschaftung der Bauerstellen zeigt die Ordnung sich eifrig bemüht. So sollen die Hauswirte ihre Hufen zu rechter Zeit wohl bestellen, gut bemisten, selbst besamen, auch mit niemanden, es sei denn um des Mistes willen, zu halben säen, ferner weder Acker noch Wiesen an andere vermieten, auch kein fremdes Vieh auf die Weide oder Ausfütterung nehmen bei Vermeidung harter Leibesstrafe für den Hausmann und Konfiskation des Ertrages für den anderen Interessenten. Ein jeder soll „seine Äcker, Wiesen und Woorten reinigen, völlig ausrauhnen, die großen und kleinen Steine ausbrechen und vom Acker in Häufen fahren“. Die Äcker und Wiesen soll er um besserer Fruchtbarkeit willen mit den nötigen Gräben durchziehen und auf den frischen Aufwurf Weiden stoßen, auch statt der Zäune, wo dies angebracht erscheint, mit Buschwerk zu lebendigen Hecken besetzen. Ein jeder Unterthan, sowohl Hausmann als Käter, soll „seine Gärten besten Fleißes mit Artoffeln, Kohl, Rüben, Wurzeln und dergleichen bestellen, um dadurch in der Haushaltung eine Beihilffe zu erhalten, auch von den großen braunen Back-Pflaumen und schwarzen Kirschen junge Bäume pflanzen, andere dergleichen unnütze Pflaumen-Gattungen, als Krecken, Oesken u. dgl., auch Wesselbeeren, sollen gar nicht geduldet, sondern sofort umgehauen, und ausgerahdet werden.“

Bezüglich der Viehzucht und Viehhaltung heißt es, ein jeder Hauswirt solle jährlich wenigstens ein Füllen, einen Stier und ein auch zwei Starkenkälber aufziehen. Auch soll kein Hausmann ohne Vorwissen und Genehmigung des Guts-pächters, „weil selbige die Conservation übernommen, ein oder gar mehr Häupter Vieh an Pferden und Rindern verkaufen, weniger gar die Hoff-Wehre angreifen.“ Jedem Käter oder Einlieger war es erlaubt, den Sommer über auf der gemeinen Weide zwei Kühe „und allenfalls ab und an, um der Erhaltung durch der Zuzucht

willen, noch eine jüste Starck, so noch nicht gekalbet“, sowie ferner zwei Schweine und drei Schafe, durchaus aber keine Pferde zu halten. Jedoch mußte er das Heu zur Winter-Fütterung den Pächtern nach Gewohnheit bezahlen, „dagegen diese ihnen jährlich den Mist abfahren lassen und dafür à Fuder 4 Schillinge vergüten“. Dafür, daß der Einlieger Gänse auf der Hof-Brack und Stoppel gehen, erhielt der Hof eine sog. Stoppelgans, wie es bis daher gebräuchlich gewesen. Auch Bienenzucht ist vorgesehen, denn nach § 22 „soll ein jeder Haus-Mann sich besleißigen, Bienen zuzulegen, mehrere anzuziehen, und zu erhalten“. Den Sperlingen ward als argen Schädlingen der Krieg erklärt. Jeder Hauswirt mußte jährlich 40 und jeder Einlieger 20 Sperlingsköpfe an den Forstinspektor abliefern oder jeden fehlenden Kopf mit zwei Schillingen bezahlen. Diese Buße hatte der Forstinspektor zu berechnen, „üm solche ad pios usus [für Armen- oder Kirchenzwecke] zu verwenden“.

Zur Instandhaltung der Gebäude wurde angeordnet, daß ein jeder „seine Hoffzimmer und Wohnung besonders unterm guten Dach und Fach erhalten“, und darauf sehen solle, „daß die Sohlen von Erde bloß und befrejet seyn und bleiben, und solche mit Steinen unterlegen“. Auch sollte jeder auf Feuer und Herd fleißig Acht haben, „seinen Schwiebogen fegen und von Rost rein halten, und durchaus kein Holz über dem Feuer trocknen“. Natürlich war auch das Betreten der Ställe mit offenem Licht oder brennender „Tobacks-Pfeiffe“ bei Strafe verboten.

An barem Tagelohn bekamen Einlieger und Käter „bey eigener Kost“ als Dachdecker und Zimmermann, auch Maurer im Sommer von Ostern bis Michaelis 10, die übrige Zeit 8 Schillinge, ein Mäher 10 und eine Einliegerfrau bei der Erntearbeit 8 Schillinge. Bei aller sonstigen Arbeit aber erhielt der Mann durchs ganze Jahr 8 und eine Frau 6 Schillinge „in schwer Courent Geld“. Dagegen mußten sie den Pächtern, „welchen sie untergeben“ waren, jeder jährlich 2 Reichstaler zahlen. An Dienst hatten sie, außer dem Extradienst bei Kirchen- und Pfarrbauten und bei städtischen Jagden, dem Pächter wöchentlich einen Tag zu leisten, also 52 Tage im Jahr, und zwar Mann und Frau je 26, wobei es den Pächtern frei stand, den Tag in der Woche zu wählen oder auch wegen schlechter Witterung oder sonstiger Verhinderung abzusagen. Damit dies letztere aber nicht zum Mißbrauch ausarte, war den Pächtern noch ausdrücklich verboten, die Hofdienst-Tage wider Willen der Einlieger „ohne dringender Noth“ aufschwellen und hernach auf einmal in der Ernte oder einer anderen ihnen etwa gelegeneren Zeit abarbeiten zu lassen. Die Hauswirte oder Bauern hatten der Stadt und den Pächtern bedeutend mehr an Diensten zu leisten, doch würde deren Auseinandersetzung hier zu weit führen. Für alle Leute, Männer und Frauen, Witwer und Witwen, „die bei ihren Kindern oder anderen einliegen“, war noch eine besondere Bestimmung erlassen. Sie sollten, falls sie noch arbeiten konnten, jährlich 12 Tage dienen. „Wenn sie aber ihre besondere Gärten für sich haben wollen, müssen sie sich wegen des mehrern Dienstes dafür vergleichen“.

Außerdem ist jeder Untertan verbunden, seine Kontribution und andere Pächte, Rauchhühner, Nuß- und Erdbeeren-Geld und dergleichen sowie Priester-, Küster- und Hirten-Gebühren gehörigen Orts bei Vermeidung der „gestracktesten“ Exekution, sobald es angesaget und angekündigt wird, sofort abzutragen. „Nach welchen allen denn die gesamte Eingeseßene und Unterthanen des Stadt-Dorffes Rövershagen sich also gebührend und schuldigst zu verhalten und zu verfahren haben.“

Ein mecklenburg-schwerinsches Wanderbuch, „im In- und Auslande gültig“.

Von Geh. Rechnungsrat Pöhl, Rostock.

Beim Durchsehen alter Handakten kam mir das Wanderbuch eines Zimmergesellen W. wieder zu Gesicht. Seinem Inhaber (in Winterthur: Träger, in Frankreich: le porteur) am 25. Juni 1834 erteilt und bis Mitte 1848 geführt, zeigt es, daß ein Mann auch derzeit wohl in der Lage war, trotz Fehlens der neuzeitlichen Verkehrsmittel weiter in der Welt herumzukommen, als ein „Peter in der Fremde“. Da der Inhalt des Wanderbuchs für die Geschichte des Handwerks von Interesse sein dürfte, so möchte ich ihn in großen Zügen mitteilen, zunächst aber einige gesetzliche Bestimmungen und Bemerkungen wegen der Wanderbücher einfügen.

Die „Wanderbücher für reisende Gesellen der Handwerker und Künstler“ wurden durch die Patentverordnung vom 24. Februar 1813¹⁾ eingeführt. Sie traten an die Stelle der „Kundschaften“ und dienten zur Legitimation. Jeder Geselle ohne Unterschied, der in Mecklenburg-Schwerin in Arbeit gestanden hatte und weiter wandern wollte, war „schuldig“, ein Wanderbuch zu nehmen. Er hatte es „sorgfältig aufzubewahren und in Acht zu nehmen“, weil, wenn er es nicht vorzeigen konnte, angenommen wurde, „daß er auf sein Handwerk nicht gewandert sei, daher zur Arbeit als Gesell oder zum Meisterrecht nicht zugelassen werden könne“. — Das Wanderbuch hatte der Geselle, wenn er in einen Ort einwanderte, von der „Orts-Polizei-Obrigkeit“ visieren zu lassen, und erst wenn dies geschehen, war er „umschaulähig“, konnte er sich nach Arbeit umsehen.

Unterm 22. Juni 1841 erschien ein „neues Regulativ in Betreff der Wanderbücher“.²⁾ Hiernach waren „nur allein die Handwerksgefallen und Gehülfen, welche ein bestimmtes Handwerk förmlich erlernt hatten“, zur Führung von Wanderbüchern „ebenso berechtigt als verpflichtet“. Die Wanderbücher vertraten die Stelle der Reisepässe.

Infolge des Bundesgesetzes über das Paßwesen vom 12. Oktober 1867 wurde das „Regulativ“ vom Jahre 1841 durch eine (mecklenburgische) Verordnung vom 24. Dezember 1867³⁾ aufgehoben und u. a. bestimmt, daß niemand zur Führung eines Wanderbuches verpflichtet sei.

Wegen der Wanderschaftspflicht der Gesellen heißt es in einer Verordnung vom 3. August 1786:⁴⁾

„— daß forthin jeder Handwerksgefell, nachdem er beym Amte ausgeschrieben worden, seine Wanderschaft gehörig antreten und vollführen, auch während solcher Zeit allen Fleiß anwenden soll, in seiner Profession alle die guten Kenntnisse bestmöglichst zu erwerben und zur fertigen Ausübung zu bringen, die zu einem geschickten Handwerksmann erforderlich sind. Jeder Geselle wird daher höchst ernstlich hiemit befehliget und ermahnet, hiernach allewege sich zu achten und darunter um so mehr willige Folgsamkeit zu beweisen, als es hiebei auf sein eignes Bestes, zur Begründung seiner zeitlichen Glückseligkeit, ankömmt. —“

Nach einem Erlaß vom 18. Februar 1829⁵⁾ betrug die Wanderzeit der Zimmergesellen drei Jahre.

¹⁾ Raabe's Gesellsammlung Bd. III S. 123 fl.

²⁾ Raabe Bd. III S. 129 fl.

³⁾ Regierungs-Blatt 1868 Nr. 5.

⁴⁾ Hinstorff'sche Gesellsammlung, 2. Aufl., Bd. V S. 234/235.

⁵⁾ Raabe Bd. III S. 645.

Der vijerierende Beamte hatte zuweilen viele Arbeit. Ich habe in meiner Vaterstadt oft gesehen, daß sein Geschäftszimmer förmlich belagert war. Dabei kamen zuweilen drollige Zwischenfälle vor. Der Beamte wünschte, daß auch auf dem Wanderbuche der Name und das Gewerbe des Inhabers angegeben seien. Um dies nachzuholen, schickte er eines Tages einen Antragsteller fort. Das Buch wurde wiedergebracht, und auf dem Deckel fanden sich unter dem Namen die Wörter: „Schuh“ „Stärke“ „Seele“ (Schuftergeselle).

Im Juni 1834 packte unser Wandersmann sein Felleisen, versah sich mit einer neuen „schwarzen, sammtmanchesternen“ Hose, nahm Stock und Hut und ging, dem ersten Visum seines Wanderbuchs folgend, von Schwerin über Lankow, Dragun, Rehna, Schönberg und Lübeck nach Hamburg. Hier arbeitete er längere Zeit. Dann wanderte er über Lüneburg und Celler nach Braunschweig, wo er nach einem Briefe *) beim Bau des neuen Schlosses beschäftigt wurde, und weiter im Januar 1835 über Cassel, Frankfurt a. M. und Mainz nach Mannheim, wo er in Arbeit trat. Dann arbeitete er in Straßburg und Basel und ging von hier über Ciestal und Solothurn nach Bern und weiter über Freiburg nach Genf. Sein weiterer Weg führte ihn über Bellegarde und Lyon nach Paris, wo sein Wanderbuch am 27. Juli 1836 vorgelegt wurde. Am 29. April 1837 trug der Mecklenburg-Strelitzer Geschäftsträger ein: „Bon pour se rendre à Strasbourg“, und mit Visum der Prefecture de Police kehrte er nach Straßburg zurück. Von hier wanderte er nach Mülhausen, wo er einige Wochen arbeitete. Über St. Louis kam er dann wieder nach Basel, wo er bis Ende Januar 1839, anderthalb Jahre lang, tätig war. Als nächste Arbeitsstelle wird Winterthur genannt. Dann reiste er in der französischen Schweiz und arbeitete in dortigen Städten, so in Courtelary und Chaux-de-fonds. Von Basel, wo er sich zuletzt wieder einige Tage aufhielt, ging er nach St. Gallen, Feldkirch, Landeck, Silz, Innsbruck, Schwaz, Rattenberg, Cofer, Salzburg, Linz, Wien. Am 17. März 1841 erteilte die Großherzoglich Mecklenburgische Gesandtschaft in Wien ein „giltig zur Reise nach Warschau“, das er über Pest, Kaschau usw. erreichte. Das „Gesehen“ des Königlich Preussischen General-Konsulats in Warschau vom 6. Juni 1843 ermächtigte „zur Reise nach Danzig“, wo er dann in Arbeit stand. Von hier ging W. „über See“ („mit Schiffer Mahnke“) nach Kopenhagen. Auch hier fand er Arbeit. Nachdem er verschiedene Städte in Schleswig-Holstein besucht, arbeitete er wiederum zehn Monate in Hamburg, kehrte über Kiel zur See nach Kopenhagen zurück und kam dann im Dezember 1845 „nach Erklärung des Schiffers Nicolajsen“ von Kopenhagen in Flensburg an. Im April 1848, bis wohin er in verschiedenen Städten Dänemarks gearbeitet hatte, traf er über Lübeck in Wismar ein und nahm seinen Weg über Neubukow, Rostock, Güstrow nach Teterow. Hier hieß es: „Halt!“ — Denn der Polizeibeamte trug in das Wanderbuch ein: „Da Inhaber bereits das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt hat, geht er von hier über Güstrow und Sternberg in die Heimat nach Schwerin.“ Das letzte Visum ist vom 22. Mai 1848, und der letzte Eintrag lautet: „Gut zur Umschau in Schwerin.“

Hier bestand W. am 28. Juni 1850 die vorchriftsmäßige Prüfung und wurde vom Zimmeramt als einheimischer Zimmergeselle aufgenommen. Am 2. Juli 1850 wurde ihm vom Magistrat zu Schwerin das Einwohnerrecht erteilt. — Die auf der langen Wanderschaft in vieler Herren Länder gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen werden ihm und seinem Berufe gewiß von Segen gewesen sein.

*) In dem Briefe redet W. seinen Vater mit „Sie“ an und nennt sich seinen „ganz gehorsamen Sohn“.

Ein echter Lutherring?

Don Fr. Buddin, Schönberg.

Die Teilnehmer an der 8. Hauptversammlung des Heimatbundes, soweit sie an dem Ausflug nach Raßeburg teilnahmen, werden sich des Dörfchens Kl. Siemz erinnern, an der Chaussee gleich hinter Schönberg, wo wir die schöne Aussicht auf die Heckenlandschaft des Fürstentums hatten (vgl. Abbildung in Jahrg. 1907 dies. Zeitschr.). In Kl. Siemz ist eine Chausseegeldhebestelle, und ihr Inhaber, Herr Schwie, besitzt eine kleine hübsche Sammlung von Familienaltertümern, unter denen der hier abgebildete Ring als ganz besonderer Schatz von ihm gehütet wird. Die von beiden Seiten erfolgte photographische Aufnahme zeigt den Ring 2 1/2-mal vergrößert. Er hat 20 mm Durchmesser und etwa 14 mm (also eine ziemlich bedeutende) Breite. Der Hauptsache nach stellt er den gekreuzigten Heiland dar auf einem als Baumgedachten und mit angedeutetem Geäst als solchen gekennzeichneten Kreuzeszstamm, der vom Fuß aus über den



Querbalken hinaus bis zu der hier noch mit Astwerk dargestellten Spitze im ganzen 4 cm mißt. Die weitere Fortsetzung des Reifs bildet eine durch Gesims und Architektur kennbare, sechsseitige Säule von etwa 3 cm Länge, so daß der Gesamtumfang des Ringes, außen gemessen, etwa 7 cm beträgt. Die 1,5 cm hohe Christusfigur ist in der Muskulatur sehr fein herausgearbeitet. Links von ihr sieht man ein Rutenbündel, rechts den Kopf eines Kriegsknechtes mit der hohen Mütze, wie sie auf den Altären des 16. Jahrhunderts sich findet. Zu Füßen des Gekreuzigten liegt ein Würfel, etwas tiefer (auf dem Bilde schlecht zu sehen) ein zweiter und auf der Säule, die von einem Strick umschlungen ist, in der oberen Schleife ein dritter. Über der unteren Schleife des Strickes liegt (ebenfalls im Bilde nicht erkennbar) ein hammerartiger Gegenstand. Gleichsam Nebenreifen werden gebildet zu beiden Seiten der Säule, die ja jedenfalls als der für die Geißelung bestimmte Pfosten anzusprechen ist, von einem breiten Schwert links und einer gekrümmten Leiter rechts, auf der entgegengesetzten Seite an entsprechender Stelle durch Speer und Stange mit Schwamm. Der Schriftstreifen mit dem deutlich lesbaren I. N. R. I. liegt am Querbalken zwischen den oberen Enden von Schwert und Leiter. Auf dem Querbalken befindet sich, in der Gesamtstruktur des Ringes zurücktretend, ein scharf aufgesetzter, ziemlich zylindriger kleiner Kasten mit einem roten Stein. Dieser Stein, jetzt ein gewöhnlicher, wenn auch geschliffener Granat, paßt zu dem massiv goldenen Ringe nicht. Offenbar ist er aber später eingesetzt, vielleicht an Stelle eines Rubins, möglicherweise auch (Breite nur etwa 2 mm) eines Diamanten. Im Innern des Ringes steht:

D Martino Luthero Catharina u Boren
13 JUNI 1525

Irgendwelches Goldschmiedzeichen oder eine sonstige Marke sind nicht vorhanden.

Nun zur Hauptfrage: Ist der Ring echt, d. h. hat ihn Luthers Hand getragen? — Als Dr. Latendorf, eben von Schwerin nach hier gekommen, ihn entdeckt hatte, verfaßte er, an der Echtheit nicht zweifelnd, einen langen Aufsatz für die „Mecklenburgische Zeitung“ (Jahrg. 1895 Nr. 496). Auf seine Veranlassung wurde der Ring dem Direktor Prof. Dr. Justus Brinckmann in Hamburg vorgelegt, der ihn ebenfalls für echt hielt. Neuerdings hat J. Warncke, Lübeck, ihn untersucht. Er kommt (Niedersachsen XXI. Nr. 7) zu dem Urteil, daß der Ring wohl das Original sein könne, allenfalls aber seiner Technik nach dem 16. Jahrhundert zugesprochen werden müsse. Fest steht also immerhin, daß er unter die zahlreichen Nachahmungen, die im Lutherringjahr 1817 entstanden sind, nicht zu rechnen ist.

Schon im Jahrgang XX Nr. 40 der „Gartenlaube“ (1873) äußerte sich ein Abkömmling der Lutherfamilie, es sei nicht mehr möglich, den echten Lutherring zu bestimmen, denn da derselbe nicht nur ein Geschenk des Kurfürsten, sondern auch ein Meisterstück der Goldschmiedekunst jener Zeit gewesen sei, so läge auch in Anbetracht der Verehrung, in der Luther stand, die Wahrscheinlichkeit nahe, daß nicht erst 1817, sondern schon zu Luthers Lebzeiten Nachahmungen sowohl von Luthers Ehering als von dem der Catharina von Bora angefertigt wären. Nun steht in dieser selben Nummer der „Gartenlaube“ die Beschreibung nebst Abbildungen eines Lutherringes abgedruckt, wie sie in Band II Stück 5 des Weimariſchen „Landes-Industrie-Comptoirs“ unter dem Titel „Curiositäten der physisch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt“ dargestellt ist, und dabei wird bemerkt, daß diese Darstellung genau auf einen im Besitz einer Dame zu Freiburg im Breisgau befindlichen Lutherring passe. Wir können dazu bemerken, daß Beschreibung und Zeichnung aufs Haar genau auch zu dem uns vorliegenden Ringe stimmen! — Es soll tatsächlich mehrere sich völlig gleichende Lutherringe geben, allerdings kann ich nicht sagen, ob auch überall die Inschriften übereinstimmen. Daß Nachahmungen in den Handel gebracht worden sind, wäre bei der Schönheit des Originals nicht verwunderlich, aber welchen Zweck sollten aus echtem Material hergestellte Fälschungen gehabt haben? Es wäre sehr zu wünschen, wenn die Luther-Museen einmal daran gingen, die Zusammenstellung aller vorhandenen Lutherringe einem Fachmann in Auftrag zu geben und dabei auf die genauen Maße achten zu lassen, was mir besonders wichtig erscheint. Der hier in Frage stehende Ring paßt nämlich, obgleich ich eine kleine Hand habe, auf meinen Ringfinger nicht, sodaß er folglich von Luther nur am kleinen Finger hätte getragen werden können, wenn er nicht überhaupt für eine weibliche Hand bestimmt gewesen ist.

Bekanntlich behauptet man, den Ring von Luthers Ehefrau nachweislich echt zu besitzen. Er liegt auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Nach dem „Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben“ (Jahrgang 1841 Seite 87) soll er 1703 dem Herzog Rudolf August zu Braunschweig-Lüneburg von Friedrich August, dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, geschenkt und von diesem der Helmstedter Universitätsbibliothek überwiesen worden sein, von wo er nach Wolfenbüttel gekommen ist. Sein Aussehen (vgl. Niedersachsen XXI S. 117) unterscheidet ihn völlig von dem hier zur Behandlung stehenden Ringe. Es liegt

mir fern, an dem wissenschaftlichen Endurteil über die Echtheit des Ringes in Wolfenbüttel zu zweifeln, aber soviel darf gesagt werden: es müssen schwerwiegende Gründe sein, wenn sie die Echtheit außer Frage stellen sollen. Catharina von Borens letzte Lebensjahre waren wild bewegt. Schon ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten mußte sie vor den Kaiserlichen, die infolge des Schmalkaldischen Krieges in Wittenberg eindringen, flüchten. Sie verweilte in Magdeburg und Braunschweig und kehrte erst 1548 nach Wittenberg zurück. Als aber 1552 dort die Pest ausbrach, entfloß sie abermals mit ihren Kindern. Auf dem Wege nach Torgau hatte sie das Unglück, mit dem Wagen umzustürzen und ins Wasser zu fallen. Vor Schrecken und Erkältung krank geworden, starb sie schon am 20. Dezember 1552 in Torgau. Hatte sie den Ring ihres Gatten bei sich? Besaß sie überhaupt ihren eigenen noch? Wohin ist der Nachlaß gekommen? Wer weiß das. — Es berührte mich eigenartig, als ich kürzlich in einer alten Zeitung von 1886 folgende Notiz fand: „Der Trauring Luthers befindet sich im Besiß einer Warschauer Familie Narkiewicz, welche durch Heirat mit der Familie Luthers verwandt ist und zwar seit mehr als 200 Jahren. Fräulein Narkiewicz beabsichtigt, den Ring zum Besten eines wohlthätigen Zweckes auszustellen. Inschrift: D. Martino Luthero — Catharina v. Bora. 1525. Auf der Außenseite des ziemlich breiten Ringes ein Kruzifix und Symbole des Leidens Christi.“ Vielleicht kann ein feldgrauer Leser dieser Zeilen dem Ringe in Warschau nachspüren. Uns interessiert hier nur, daß eine Familienverbindung mit dem Reformator nachzuweisen versucht wird; denn etwas ähnliches führt auch die Familie Schwie zu Gunsten ihres Lutherringes ins Feld.

Herr Schwie ist am 6. Juni 1850 zu Woldegk geboren. Sein Vater, ein gelernter Landwirt, war vorher Gutsinspektor bei Herrn von Buch auf Tornow, später besaß er in Wahrsow bei Schönberg eine Stelle, auf der er 1867 abbrannte. Er ist in den 30er Jahren Schüler des Schweriner Gymnasiums gewesen unter den Direktoren Göhrens und Weg. Der Großvater Schwie war Pastor in Cambs bei Röbel. Durch dessen Gattin, eine Ulrike Röpke aus Schwerin, ist der Ring in die Familie gekommen. Der Urgroßvater Schwie, um auch dies noch zu sagen, war Buchhändler in Halle. Er besaß das Eiserne Kreuz aus den Befreiungskriegen, die er als Offizier mitgemacht hatte (in einem von ihm herrührenden Stammbuche steht auch eine Eintragung von Tettenborns Hand). Von der genannten Großmutter, der Frau Pastor Ulrike Schwie, geb. Röpke, in Cambs bei Röbel, ist ein Pastellporträt vorhanden. Ihre Eltern waren Kammerdiener bzw. Kammerfrau bei der Prinzessin Ulrike von Mecklenburg-Schwerin. In dieser Eigenschaft begleiteten sie die Prinzessin im Winter 1787 auf einem Besuch beim Strelitzer Hof, und hier wurde ihnen die Tochter Ulrike geboren. Der Taufschein lautet:

Ulrique, Friderica, Christiane (der Name Röpke fehlt!) ist gebohren am 10. Februarii 1787 des Morgens um 10 Uhr. Getauft den 11. dieses im Schloße zu Neu-Strelitz. Die Taufzeugen sind gewesen: Durchl. Prinzeße Ulrique von Meckl.-Schwerin, Durchl. Herzog von Meckl.-Strelitz, Durchl. Prinzess Christiane von Meckl.-Strelitz.

Der Vater Röpke ist später Strukturiarius am Schweriner Dom geworden. Ob er resp. seine Tochter Ulrike den Ring geschenkweise oder sonstwie vom Schweriner Hofe erhalten haben, steht dahin. Nach der mündlichen Überlieferung soll er als Erbstück an die Tochter gekommen sein und zwar mit Briefschaften aus Luthers Feder und mit einer Bibel, die Randbemerkungen von Luthers Hand enthalten hat. Die Schriften sind 1867 bei dem erwähnten Brande vernichtet,

nur der Ring wurde gerettet. Daß die Röhkes, die aus Schweden stammen sollen, mit unserm Reformator verwandt gewesen sind, wird nicht behauptet, dagegen ist bekannt, daß Luth^{er} mit dem mecklenburgischen Hofe (Heinrich der Friedfertige!) in lebhaftem Briefwechsel gestanden hat. Ich habe die Familiengeschichten der Schwie hier ziemlich ausführlich behandelt, weil sie manchen Leser auch in anderer Beziehung interessieren dürften. Sollten mit Hülfe der Angaben weitere Spuren über die Herkunft des Ringes aufzudecken sein, so wäre der Zweck dieses Aufsatzes erreicht.



Mitteilungen.

Zur Beschlagsnahme der Tür- und Fensterbeschläge. Durch wahllose Vernichtung aller dieser Messingbeschläge können unersetzbare Verluste an vorbildlichen Erzeugnissen alten handwerklichen Könnens entstehen, denen ein etwaiger Ersatz durch minderwertiges noch schlimmeren Schaden hinzufügen würde. Die Metallmobilmachungsstelle hat aber erfreulicher Weise die Absicht geäußert, auch hier Wertvolles zu schonen. Mit der Frage, wie das am besten zu machen sei, beschäftigt sich der Deutsche Bund Heimatschutz eingehender in seiner 4. Chronik. Er schlägt vor, eine Auswahl vor allen Dingen nicht erst an den Sammelstellen zu treffen, sondern ehe man an ein Entfernen geht, auf diese Weise unnötige Arbeit zu vermeiden und gute Stücke auch nicht vorübergehend aus der Zusammengehörigkeit mit Tür und Fenster herauszureißen, die ihnen erst vollen Wert gibt. Da nun fast alle älteren Stücke handwerklich einwandfrei und von ausgezeichneter Form sind, regt der Deutsche Bund Heimatschutz an, alle Beschläge, die nachweislich vor 1850 hergestellt worden sind, freizugeben, zumal solche im Verhältnis nur sehr geringe Mengen bedeuten, spätere Erzeugnisse aber nur auf besonderen Antrag zu schonen. Der Deutsche Bund Heimatschutz hält es für empfehlenswert, während des Krieges als Ersatz nur einen Notbehelf allereinfachster Art zu schaffen und erst in ruhigeren Zeiten wieder schöne Beschläge in sorgfältiger Arbeit anzufertigen. Hierfür sollen die der Chronik beigelegten Abbildungen hervorragend guter alter handwerklicher Formen Anregung bieten, und zwar sowohl für Handarbeit wie Massenerzeugung. Auf praktische Gesichtspunkte, zu berücksichtigende Unterschiede in der Besonderheit der Werkstoffe und daraus entstehende Forderungen wird noch besonders hingewiesen.

Heldenehrung. In einer kleinen Stadt soll der Hindenburgtag (2. Oktober 1917) ein dauerndes Denkzeichen erhalten. Eine Eiche kann man nicht gut pflanzen, die Stadt besitzt schon sieben Gedenkeichen und die Errichtung eines Heldenhains steht in Aussicht. Auch hat man mit den Eichen schlechte Erfahrungen gemacht. Vorgeeschlagen wird eine Linde. Aber so recht zusammenpassen wollen die Gedankenbilder, die die Worte Hindenburg und Linde hervorrufen, nicht; und so wird die Pflanzung einer Esche angeregt. Das ist neu, aber warum auch nicht? Die Esche kann hohe monumentale Schönheit erreichen; erst in der vorigen Nummer ist die prachtvolle Doberaner Esche erwähnt. Und der Begriffswert der Esche wird von keinem anderen Baume übertroffen. Esche war der Kraft- und Heldenbaum der germanischen Vorzeit: aus Eschenholz waren die Speere, in dem seltsam kühnen Bilde des Weltbaums als Baum ist eine Esche der Träger, eine Esche ist es in der alten Sage, an die der wiedererstandene Kaiser seinen Schild hängt (später zum Birnbaum abgeschwächt) usw. Wenn wir die ungeheure Leistung dieses Krieges als ein Aufleben alter Germanenkraft empfinden, so mag auch der altgermanische Lieblingsbaum sie verkörpern. Man hat sich in der Stadt, die den Anlaß zu diesen Zeilen gibt, zur Linde entschlossen, aber wir geben die Anregung weiter, vielleicht fällt sie anderswo auf empfänglichen Boden.

B3.

Als Nr. 165 der Anatomischen Hefte veröffentlicht Privatdozent Dr. **Richard H. Wegner** zu Rostock in Verlage von J. F. Bergmann in Wiesbaden eine mit 32 Abbildungen ausgestattete Arbeit „**Zur Geschichte der anatomischen Forschung an der Universität Rostock**“ (167 Seiten Gr.-8°, 18 Mk.). Das Heft bildet einen wertvollen Beitrag zur mecklenburgischen Kultur- und Gelehrten Geschichte und eine schätzenswerte

Quelle für die Entwicklung der ärztlichen Wissenschaft in unserem Lande, da der Verfasser deren Fäden und Zusammenhängen mit großem Eifer nachgespürt hat, besonders dem alten Einfluß der Niederländer und den sich insolge des dreißigjährigen Krieges wieder lebhafter entwickelnden Beziehungen Rostocks mit Dänemark und den nordischen Reichen. Den Kulturhistoriker und Heimatkundler werden namentlich auch die Abbildungen der alten Rostocker Anatomie und ihrer Gebäude interessieren, während die zahlreichen Porträts alter und neuer Anatomen und die im Text gebrachten vielen Personalsnachrichten den Freunden der Familienforschung und Gelehrtengegeschichte erwünschten Stoff bieten.

L. Kr.

Heimatgrüße. Von den für unsere Leute bestimmten Blättern, die wir unter dem Titel „Heimatgrüß“ an uns Meckelbörger in'n Fell'n von'n Heimatbund Meckelborg, den Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspleg und den Plattbütschen Landesverband“ herausgeben und die allseitig freundige Aufnahme gefunden haben, ist im August d. J. das dritte Heft erschienen. Einzelne Stücke des Restbestandes sind für 20 Pf. erhältlich.

Berichtigungen. Oben S. 53 Anm. 3 muß heißen: in seiner Arbeit über das Geschlecht der Plessen, die sich im Landesarchiv zu Rostock befindet.

S. 55 Anm. 5 muß heißen: In C. F. Brücka, Dansk biografisk Lexicon XIII, S. 151 bis 158.



Kriegsaufklärung.

Es liegt uns eine Anzahl kleiner Schriften vor, deren Verbreitung im vaterländischen Interesse liegt. Die Schriftleitung ist gern bereit, den Bezug zu vermitteln.

Gegen sechsfache Übermacht, von Antaeus. Lit. Anstalt. Rütten & Löning, Frankfurt a. M. 1917.

Baldiger U.-Boot-Friede? Von W. Möller, Oberingenieur. Dresden.

Dem Frieden entgegen! Können wir den status quo ante wiederherstellen? Vortrag von A. Berkin. Kriegs-Press-Amt, Berlin.

Um was es geht? Ebenda.

Warum müssen wir durchhalten? Ein Wort an die deutsche Arbeiterschaft. Von W. Wallbaum. O. Rippel, Hagen.

Frankreich. Rußland. England. Vorträge von R. Straß. Kriegs-Press-Amt. Berlin.

Schmezer: Die Entwicklung des Gegensatzes zwischen Deutschland und England als Ursache unseres heutigen Kampfes. Ebenda.

Ums tägliche Brot, Bilder aus dem Leben eines deutschen Arbeiters. Ebenda.

O. Poensgen: Was haben die Engländer gegen uns? Berlin, Friedrichstr. 136.

P. Herre: Welche Rechte hat das Volk in den Demokratien England, Frankreich und Amerika? O. Spamer, Leipzig.

Zur Beachtung empfehlen wir ferner unseren Lesern die „Mitteilungen, betreffend Kriegsaufklärung“ in der Deutschen Kriegerzeitung „Parole“.

Schriftleitung: Professor Dr. B e l z - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. G e i n i z - Rostock, Geh. Oberbaurat P r i e s - Schwerin.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.

Quelle
fasser
dem
wiede
Reich
bilbu
zahlr
Perso
wünf

Titel
den I
verba
Augu
20 P

Gesch
bis 1

vater
zu v

G

B

D

U

U

F

S

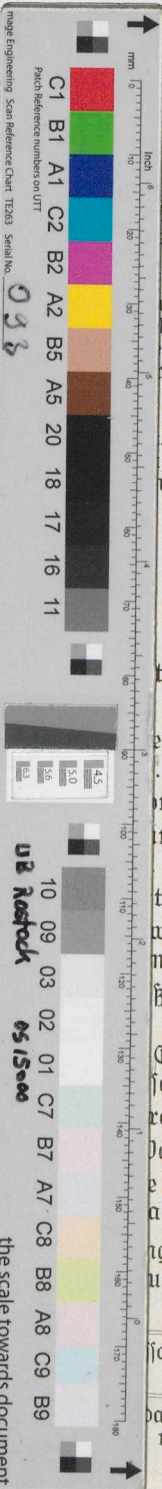
U

G

P

betre

Schri



ckelung der ärztlichen Wissenschaft in unserem Lande, da der Ver-
nd Zusammenhängen mit großem Eifer nachgespürt hat, besonders
er Niederländer und den sich infolge des dreißigjährigen Krieges
wickelnden Beziehungen Rostocks mit Dänemark und den nordischen
Historiker und Heimatkundler werden namentlich auch die Ab-
Rostocker Anatomie und ihrer Gebäude interessieren, während die
alter und neuer Anatomen und die im Text gebrachten vielen
den Freunden der Familienforschung und Gelehrtengegeschichte er-
C. Kr.

Don den für unsere Leute bestimmten Blättern, die wir unter dem
an uns' Meckelbörger in'n Fell'n von'n Heimatbund Meckelborg,
liche Wohlfahrts- un Heimatspleg und den Plattbütschen Landes-
n und die allseitig freundige Aufnahme gefunden haben, ist im
ritte Heft erschienen. Einzelne Stücke des Restbestandes sind für

Oben S. 53 Anm. 3 muß heißen: in seiner Arbeit über das
, die sich im Landesarchiv zu Rostock befindet.
muß heißen: In C. F. Bricka, Dansk biografisk Lexicon XIII, S. 151

Kriegsaufklärung.

eine Anzahl kleiner Schriften vor, deren Verbreitung im
teresse liegt. Die Schriftleitung ist gern bereit, den Bezug

e Übermacht, von Antaeus. Lit. Anstalt. Rütten & Löning,
M. 1917.

st-Friede? Von W. Möller, Oberingenieur. Dresden.

itgegen! Können wir den status quo ante wiederherstellen?
A. Berkin. Kriegs-Presse-Amt, Berlin.

t? Ebenda.

wir durchhalten? Ein Wort an die deutsche Arbeiterschaft. Von
m. O. Rippel, Hagen.

ßland. England. Vorträge von R. Straß. Kriegs-Presse-Amt.

Entwicklung des Gegensatzes zwischen Deutschland und Eng-
sache unseres heutigen Kampfes. Ebenda.

rot, Bilder aus dem Leben eines deutschen Arbeiters. Ebenda.

Das haben die Engländer gegen uns? Berlin, Friedrichstr. 136.

e Rechte hat das Volk in den Demokratien England, Frankreich
a? O. Spamer, Leipzig.

ng empfehlen wir ferner unseren Lesern die „Mitteilungen,
aufklärung“ in der Deutschen Kriegerzeitung „Parole“.

for Dr. Be I h - Schwerin, Geh. Hofrat Professor Dr. Ge i n i h - Rostock,
Geh. Oberbaurat P r i e s - Schwerin.

aktion verantwortlich: Dr. C. Lüttgens in Schwerin.
und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei.